Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **38 (1956)**

Heft 47

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

AZ Winterthur, den 23. November 1956 Erscheint jeden Freitag 35. Jahrgang Nr. 47

Schweizer Frauenblatt

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426, Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Erziehung zu Freiheit und Verantwortung

Im Rahmen des 3. staatsbürgerlichen Informationskurses über «Unsere Landesverteidigung» (20./21. Oktober) gehaltener Vortrag von Dr. Ida Somazzi, Bern.

I.

Thomas Mann nannte die Schweiz «das nach seiner Natur grossartige Land». Grossartig ist auch die Idee der Freiheit, die in der Gründung des Eidgenössischen Bundes, in seiner Weiterentwicklung durch die Jahrhunderte, in seinen Gesetzen und Institutionen, in der Bundesverfassung von 1848 und nicht zuletzt im Charakterbild vieler seiner Bürger und Bürgerinnen wirksam zu werden und das Bild vom «freien Schweizer» zu prägen vermochte. So konnte der Bundesrat in seiner Botschaft 1938 feststellen: «Die Achtung vor dem Recht und vor der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit ist so tief in der schweizerischen Rechtskultur- und Staatsauffassung verankert, dass sie unbestreitbar als gemeinsames Gut schweizerischen Denkens angesprochen werden darf.»

Die Freiheit hat sich hier als schöpferische Kraft, als «Triebrad der Geschichte» und auch als formende Kraft der menschlichen Persönlichkeit ausgewirkt. In beiden Gebieten liegt die Kraftquelle, aus der die Freiheit aufstieg, in der Seele des Menschen, der die Freiheit will, erstrebt und durch seine Energie zu realisieren sucht, auf verschiedenen Lebensgebieten in entsprechenden verschiedenen Formen und Verbindungen, so in Politik und Erziehung, in Ethik und Recht, in Wirtschaft und Kultur. Pestalozzi klagte, dass kaum einer der Staatsreformer seiner Zeit sich bis dahin erhebe, den Ausgangspunkt der Staatskunst in Gottes tiefster Werkstätte, im menschlichen Geist und Herzen aufzuspüren».

Worin besteht die Freiheit?

Es ist schwer, sie in wenigen Worten zu definieren. Wesentliche Aufschlüsse bieten einige grosse Denker, die sich um die Klärung des Begriffes bemüht haben. Der grosse italienische Freiheitskämpfer und Geschichtsphilosoph Benedetto Croce sah in der Freiheit das eigentliche «Wesen des menschlichen Geistes und seiner Würde», seine «esistenza suprema». Für Pestalozzi war die Freiheit gleichbedeutend mit «Selbständigkeit» und, wie für Kant, mit «Selbstbestimmung». Er sah in der Selbständigkeit das höchste Ziel der Erziehung, in der Selbstbestimmung «die ewige Aufgabe der Pädagogik». «Der selbständige Mensch ist der wahre Mensch, der für die Erfüllung seiner Lebenspflicht ausgerüstete Mensch.» Als «edle Aufgabe» erschien ihm zugleich, «sich mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit» zu beschäftigen. «Zwar sah ich bald, die Umstände machen den Menschen, aber ich sah ebenso bald, der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich selbst, selbige nach seinem Willen zu lenken.» Der Mensch «hat eine Kraft, getrennt vom Instinkt, Ueberlegungen und Gedanken in sich wollen zu lassen, auch gegen den Instinkt.» Mit dieser Erkenntnis erfasst Pestalozzi die Wurzel der Freiheitskraft in der Seele des Menschen.

Diese Kraft, die sich dem Instinkt entgegenzustellen und die sich über die Verhältnisse zu erheben, sie zu machen vermag, befähigt den Menschen zur «Selbstbestimmung», wie Kant die Freiheit definierte. Er stellte sie als Autonomie der Heteronomie der «Fremdbestimmtheit» gegenüber. Diese Definition begrüsste Friedrich Schiller, der philosophische Dichter der Freiheit, voll Begeisterung mit den Worten: «Noch ward kein grösseres Wort ausgesprochen worden als dieses Kantische: «Bestimme dich selbst». Er erkannte sofort die grosse Tragweite und die vielfache Anwendbarkeit dieser Definition in Aesthetik und Geschichte, in der staatlichen und in der persönlichen Freiheit, deren Kern das Recht auf Selbstbestimmung sei. Aber er wusste auch um die Problematik der Freiheit, wies schon in den «Räubern» auf die Gefahr hin, die darin liegt, dass sie individualistisch vereinseitigt, ins Masslose übersteigert und verabsolutiert, zur Zerstörung des Lebens und der Gemeinschaft führen kann; denn dann wirkt sich nur die erste, die auflösende Tendenz der Freiheit aus, die Thomas Mann als die Tendenz zu «anarchischer Auflösung» bezeichnet. Auf eine andere Gefahr, auf die Veräusserlichung der Freiheit, verwies Schiller, wenn er die Unterscheidung machte: «Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!» Und noch weiter sah Nietzsche mit seiner Warnung, dass manch einer, als er die Ketten abwarf, sein Bestes mit wegwarf und dem Nihilismus verfiel, der Verleugnung der hohen Werte. Die geschichtliche Erfahrung beweist immer wieder, dass unbeschränkte Freiheit zu Willkür und zu Missbrauch der Kraft und der Macht führt, zu Tyrannei und Despotie und Entartung.

Auch die Freiheit darf so wenig wie andere Grundkräfte aus ihrem Kraftfeld herausgerissen und verabsolutiert werden, aus dem notwendigen Zusammenspiel mit andern und sogar gegensätzlichen Kräften im Lebensgeflecht. Und es gilt auch hier das Wort aus der «Glocke»: «Doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft.» Im staatlichen wie im seelischen Bereich bedarf die Freiheit der Schranke und der Begrenzung, der Zügelung und der Dämme. Nur wo sie von innen her an Verantwortung, an Wert und Gesetz und Aufgabe gebunden wird, kann sie zum Segen werden. Nicht der ungebundene Mensch ist der Freie, sondern der Mensch, der die Kraft und den Mut aufbringt, sich freiwillig nicht nur von etwas zu lösen, sondern sich auch freiwillig mit etwas zu verbinden, sich freiwillig selber Schranken zu setzen, sich Gesetze zu geben, sich hohen Werten, Aufgaben und Rücksichten unterzuordnen, sich einzufügen in eine Gemeinschaft, sich liebend mit Menschen und Natur zu verbinden und in sich selbst durch Befreiung der Kräfte und durch Selbstbemeisterung in Harmonie zu gelangen.

Wie diese Problematik der Freiheit positiv überwunden werden konnte, und was für Elemente sich als konstitutive Elemente der Freiheit erwiesen haben, illustriert in bewundernswürdiger Weise der Eidgenössische Bundesbrief, die Grundlage des Bundes von 1291 respektive von 1315. Er wird auch unser Freiheitsbrief genannt, trotzdem das Wort nicht geschrieben steht, wohl aber wird es kräftiglich und deutlich «praktiziert», Pestalozzis Feststellung bestätigend, dass Freiheit keine «Tatsache», wohl aber eine «Tathandlung» sei. Diese wird vollzogen mit dem von den Teilnehmern freiwillig gefassten Beschluss, gegen die Arglist der Zeit und ihre Drohung sich gemeinsam mit eigener Kraft zur Wehr zu setzen, mit Gut und Blut innerhalb und ausserhalb der Täler einander auf eigene Kosten zu helfen, keinen fremden Richter und keinen, der sein Amt erkauft hätte, zu dulden, das eigene Recht aufrechtzuerhalten und zu respektieren, und im Falle von Streitigkeiten untereinander nicht gegen ein Bundesglied mit den Waffen vorzugehen, sondern den Streitfall durch ein Schiedsgericht auf friedliche Weise erledigen zu lassen. Sie lösen sich also, die Initiative ergreifend, aus einer durch Auswärtige bestimmten Gebundenheit, kraft eigener Beurteilung der Verhältnisse, kraft eigener Entscheidung und eigenen Entschlusses, bereit, die Konsequenzen ihres Entschlusses und die Lasten der Selbständigkeit auf sich zu nehmen, zur Verantwortung bereit, willens, sich selbst zu bestimmen, sich selbst zu erhalten, sich selbst zu verteidigen, sich durch eigenes Recht und Gesetz selbst zu ordnen und selbst zu regieren, in Selbständigkeit. Zugleich binden sie sich freiwillig zu einem Bunde gleichberechtigter Orte zusammen, binden sich durch die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe, durch gemeinsames Recht, durch die Zusammenarbeit für die gemeinsame Aufgabe und durch die Abmachung für den Fall von Konflikten. Die gegenseitige Respektierung des Bundesgenossen, des Mitarbeiters und des Helfers verbietet die Anwendung von Gewalt, die das für jeden menschlichen Zusammenhalt so notwendige Vertrauen, die bestverbindende Kraft zerstören würde. Die Abmachungen werden «im Namen Gottes» geschlossen und unter die höchste Verantwortung gestellt, aber auch den «Leuten» gegenüber ist man dazu bereit, mit klarem Gewissen.

Als konstitutive Elemente der Freiheit

lassen sich herausschälen: 1. Der klare, feste Wille zur Selbstbestimmung, zur Selbstbehauptung, zur Selbstverteidigung, zur Selbstordnung und Selbstgestaltung durch Selbstgesetzgebung und Selbstregierung und Selbstverantwortung, das selbständige initiative Vorgehen, nach eigener Beurteilung der Verhältnisse und in Bereitschaft, die Konsequenzen auf sich zu nehmen.

2. Freiheit schliesst Bindungen nicht aus, sondern sie bedarf ihrer als des zweiten Schrittes der Befreiung und als des notwendigen Dammes gegen die «anarchische Auflösung». Der Lösung folgt sogleich die Bindung zur Bundesgemeinschaft, zum selbstgesetzten Recht und Gesetz, an Verantwortung, an die gemeinsame Aufgabe in freiwilliger Verpflichtung zur Zusammenarbeit und zu gegenseitiger Hilfe. Nur durch diese Bindungen vermochte die Eidgenossenschaft sich zu behaupten gegen die von aussen drohende Gewalt und ihre Freiheit nach aussen wie die freiheitliche Ordnung im Innern zu bewahren. Dies gilt für die Vergangenheit wie für die Gegenwart.

Dieses Beispiel aus unserer Geschichte ist dazu angetan, dass weder der Missbrauch noch die Problematik noch die vielen Schwierigkeiten, die der Realisierung der Freiheit überall im Wege stehen, das Leuchten der Freiheit zu verdunkeln vermögen, und wir teilen die Feststellung Pestallozzis: «Die Geschichte sagt . . . laut: die Freiheit hat der Menschheit allenthalben Gutes getan, wo sie sich erhalten, und die ganze Menschenrasse ist allenthalben . . . unglücklicher geworden, wo dieses . . . Bedürfnis unbefriedigt geblieben.» Auch heute noch gibt es Menschen und ganze Völker, die Höchstes leisten und Tiefstes leiden um der Freiheit willen.

(Fortsetzung folgt)

Wann kommt unser Ustertag?

Am 22. November jährte sich zum 126. Mal jener Tag, da in Uster am lieblichen Greifensee 12 000 Mannen zusammentraten, um für demokratische Volksrechte zu demonstrieren. Schon einen Monat vorher hatte eine Volksversammlung im Thurgau in Weinfelden durch den jungen Pfarrer Thomas Bornhauser eine zeitgemässe Verfassung gefordert und war damit auch durchgedrungen.

Die Zürcher hatten zunächst versucht, die Landesväter durch das sogenannte «Memorial von Küsnacht» zur Neugestaltung der Volksrechte zu bewegen. Da diese aber nicht allen Forderungen entsprechen wollten, wurde schliesslich die denkwürdige Versammlung in Uster einberufen, die das «Memorial von Küsnacht» voll unterstützte. Diese Kundgebung war schliesslich von Erfolg gekrönt, und sie wurde zugleich zum Fanal für ähnliche Bewegungen in anderen Kantonen. «Der Eindruck war unermesslich durch die Schweiz, einer gewonnenen Schlacht gleich, doch ohne Verderben und Trümmer zu hinterlassen.»

Appenzell I.-Rh. hatte schon im Jahre 1829 die Landsgemeinde eingeführt.

In wenigen Monaten hatten zwölf Kantone eine neue, zeitgemässe, demokratische Verfassung erhalten, die das Mitbestimmungsrecht des Volkes gewährleistete. Die Herrschaft der Patrizier hörte damit auf, das Volk wurde zum Souverän.

Aber es gab auch noch Kantone, die sich dieser neuen Bewegung nicht anschlossen. «Wallis, Graubünden und die Waldstätte betrachteten mit staunendem Misstrauen das, was unten im Flachlande vorging.» «Lasset», sagte der Landsmann Lauener zu seinen Urner Leuten, «lasset die Kinder der Revolution ihre dürren Bäume pflanzen; bei uns ist jeder Baum ein Freiheitsbaum.» (Zitate aus der Schweizer Geschichte von Joh. Sutz.)

Und Heinrich Zschokke schilderte die Gegensätze folgendermassen: «So blieb denn denen, welche sich an Herrschaft oder Dienstbarkeit gewöhnt, oder welche die Würde eines freien Volkes im Herzen geehrt, aber sie mit würdeloser Feigheit verlassen hatten, nichts zum Trost, als mit zügelloser, wenn auch ohnmächtiger Erbitterung das Erwachen der Nation zu verschreien. In Trinkstuben, Ratssälen, Kirchen, Flugschriften und Zeitblättern machten sie durch Spott und Fluch dem beklommenen Herzen Luft.»

Heute möchten wohl auch die Walliser, die Bündner und die Waldstätter kaum mehr zurück. Die Souveränität des Volkes ist zum elementaren Grundsatz unserer Staatsordnung geworden, mit Ausnahme der Tatsache, dass die Frauen in diese Souveränitätsrechte noch nicht eingeschlossen sind.

Es mag uns ein Trost sein, wenn auch ein schwacher, wenn wir uns anlässlich des Jahrestages der Usterkundgebung vergegenwärtigen, dass auch die Männer um ihre politischen Rechte hart kämpfen mussten. An einigen Orten kam es sogar zu militärischen Auseinandersetzungen.

Wenn man sich allerdings überlegt, mit welchen Argumenten die Gegner des Frauenstimmrechtes den Forderungen der Frauen gegenübertreten, dann lassen sich auch gewisse Parallelen zur Zeit vor 126 Jahren ziehen.

Auch uns versichert man ja heute, die Rechte der Frauen seien auch ohne Stimmrecht gewahrt, wir litten keine Not, seien in unseren persönlichen Rechten den Männern gleichgestellt. Und noch fehlt uns die Freiheit zum Staat, die Freiheit, unseren Teil an der politischen Verantwortung mittragen zu dürfen. Alle jene Frauen, die dem politischen Geschehen gegenüber aufgeschlossen sind, empfinden diesen Mangel an Freiheit als Einschränkung.

Müssen auch wir eines Tages einen Ustertag veranstalten, der zum Fanal werden könnte, zum Fanal für die Vervollständigung unserer Demokratie durch die Einführung des Erwachsenenstimmrechtes?

Hilde Custer-Oczeret.

Diskussion um den Zivilschutz

Aus freisinnigen Frauenkreisen wird uns geschrieben:

Zum obligatorischen Zivilschutz der Frauen — oder — Sollen wir wider den Stachel löken?

Es heisst wirklich die Frage falsch stellen, wenn man in der gegenwärtigen Zwiespältigkeit um den obligatorischen Zivilschutz der Frauen in den Hauswehren von der Einsatzbereitschaft für Heimat und Herd redet. Ausser den grundsätzlich pazifistischen Utopistinnen gibt es wohl kaum eine Schweizerin ohne die Einsicht in die Notwendigkeit eines gutausgebauten Zivilschutzes. Der sich in Frauenorganisationen und im privaten Gespräch geltend machende Widerstand wurzelt — wie H. L.-O. in Nr. 44 trefflich präzisierte — im Uebelstand, dass wieder einmal über die Frauen verfügt wird. Und dass — sogar in Gremien von höchster Wichtigkeit — mit Argumenten gefochten wird, die nur noch bei den geistigen Analphabetinnen unter den Frauen verfangen können. Gibt es wirklich keine Möglichkeit, damit uns Frauen das Jasagen zu unserer Mitarbeit in der zivilen Landesverteidigung überlassen werden kann? Und wenn wir in der Schweiz — als Folge der Entwicklung im Ausland — mit unserem Zivilschutz in Zeitnot geraten sind, so dass das komplexe Thema der politischen Gleichberechtigung in der noch verfügbaren Zeitspanne unmöglich einer allgemein befriedigenden Lösung entgegengeführt werden kann, könnten uns dann nicht bindende Zusicherungen für ein baldiges Mündigwerden gegeben werden?

Müssen sich die Worte von Cicero — die ungeduldigen — noch während Jahrzehnten in Geist und Herz jeder Schweizerin eingraben? «Quousque tandem — Wie lange noch?» Uns Frauen ist vollständig klar, dass es eine ins Gewicht fallende und weitverbreitete Gedankenträgheit in den eigenen Reihen zu überwinden gilt, ehe die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Mitbestimmungsrechtes über unsere Pflichten zum Allgemeingut wird. Aber könnten nicht ebenfalls unsere stimmfähigen Männer etwas weniger Vogel-Strauss-Politik betreiben mit den Gutachten, die ihnen in den Räten immer wieder das Wasser auf die gewünschten Mühlen leiten?

Kann denn auf die Dauer dieser Zustand der Rechtsungleichheit dem objektiv überlegenden Staatsbürger wirklich gleichgültig sein? Namhafte juristische Erwägungen sind zu den Entscheidungen gekommen, dass heute — angesichts der vorangegangenen Entwicklung — die Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Frauen eine Forderung der Gerechtigkeit darstellt.

Dürfen wir «uns» mit sauberer Weste zu der «Résistance» zählen? Wir haben den Krieg in der Ostecke des Landes erlebt, Bombardierungen aus nächster Nähe verfolgt, kleine Kinder im Luftschutzkeller in Sicherheit gebracht, der Flüchtlingshilfe — und in diesem Zusammenhang im Nachrichtendienst der Armee — gedient. Der Ehegatte ist Offizier. Wir sind eine gewöhnliche Durchschnittsfamilie. Und doch möchten wir alle — erwachsene Söhne und Töchter eingerechnet — dass die Schweizer Frau zu den Gesetzen — denen sie unterstellt ist — ihre Meinung äussern kann.

csk

Die Frauenkommission des Landesrings und der Zivilschutz

In ihrer letzten Sitzung vom 7. November 1956 hatte sich die Frauenkommission des Landesrings unter anderem auch mit der Frage des vorgesehenen Obligatoriums für die Hauswehren zu befassen.

Mit grosser Genugtuung haben sie von der Stellungnahme des Landesringvertreters in der nationalrätlichen Kommission, Herrn W. Trüb, Kenntnis genommen, der vorgeschlagen hatte, ein Obligatorium nur für den Ernstfall in die Verfassung aufzunehmen. Leider ist sein Antrag in der Kommission abgelehnt worden.

Die Mitglieder der Frauenkommission sind nach eingehender Erörterung der Frage zu folgendem Schluss gekommen:

Von der organisatorischen Seite her und aus Gründen des staatsbürgerlichen Verantwortungsgefühls müsste ein Obligatorium für die Hauswehren bejaht werden. Da es sich hier nun aber um einen Artikel unserer Verfassung handelt, muss auch die grundsätzliche Seite beleuchtet werden.

Verfassungsartikel erfordern für ihre Inkraftsetzung sowohl ein Volks- als auch ein Ständemehr. Die Zustimmung oder Ablehnung eines solchen Artikels wird nach geltendem Recht ausschliesslich durch die männlichen Stimmbürger ausgesprochen.

Ein Obligatorium der Frauen für die Hauswehr bedeutet jedoch einen Zwang für 317 000 Frauen, sich einem reinen Männerentscheid zu beugen.

Wären die Voraussetzungen für den Mitentscheid der Frauen in dieser Frage gegeben, dann würden sie aus staatsbürgerlichem Verantwortungsbewusst-

sein ohne Zögern für die Uebernahme dieser im Interesse der Landesverteidigung wichtigen Dienstleistungen eintreten.

Da ein Mitentscheid der Frauen unter den heutigen Umständen leider nicht möglich ist,

lehnt die Frauenkommission des Landesrings das Obligatorium aus grundsätzlichen Erwägungen ab,

und spricht sich für die freiwillige Dienstleistung in Friedenszeiten aus.

Wie zwei Pionierinnen zusammenkamen

Am 22. November waren es 30 Jahre her, dass Dr. Emma Graf, die bernische Seminarlehrerin und Führerin der Frauenbewegung, ihre Augen für immer schloss. «Wie kam es eigentlich, dass Sie mit Emma Graf bekannt wurden?», haben wir da ihre Biographin, Fräulein Elisa Strub, gefragt. Das Lebensbild, das sie im Jahrbuch der Schweizer Frauen 1926/27 uns geschenkt hat, ist so einfach, klar und wahr, dass nur ein Mensch, der die Verstorbene sehr gut gekannt hat, es verfassen konnte. «Wie es kam? Ja, da war die Hauswirtschaft daran schuld.» — «Die Hauswirtschaft? Nicht das Frauenstimmrecht?» — «Oh, das kam viel später! Sie wissen ja, 1904 hatte Emma Graf die Redaktion der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» übernommen. In Bern veranstaltete ein besonderes Komitee unter der Leitung von Frau Walthard-Bertsch Kurse für Lehrerinnen an Mädchenfortbildungsschulen. Ich war zwar seit 1899 schon Sekundarlehrerin in Interlaken, besuchte aber doch einen solchen Kurs und schickte nachher Fräulein Graf einen Bericht, der erschien. Das war unsere erste Berührung.»

«Kannten Sie sie damals schon persönlich?» — «Nein, auch dies kam später. Das zweite war die Frucht meiner Hilty-Verehrung. Sie wissen ja, Hilty gab das «Jahrbuch der Eidgenossenschaft» heraus. 1897 veröffentlichte er darin einen längeren Aufsatz über Frauenstimmrecht, und seither gab er in jedem Band seine Meinung zu den Erfolgen und Fortschritten der Frauen. Diese Aussprüche habe ich alle gesammelt und sie Fräulein Graf gebracht, die sie sehr gerne in der «Lehrerinnenzeitung» brachte. Hier sind diese Blätter: «Dem Andenken eines Freundes der Frauenbewegung», 15. Juli 1912. Mit grossem Interesse lesen wir die klugen, weitsichtigen Bemerkungen des bernischen Rechtsgelehrten, die im letzten Band (1908, Hilty starb 1909) in ein hoffnungsfrohes: «Also vorwärts damit in einem Kanton!», ausklingen.

«Ein glückliches Schicksal führte dann Emma Grafs Bruder und beide Schwestern nach Interlaken, mit ihnen wurde ich befreundet und bald auch mit der «grossen» Schwester. In der Familie hatte man für Emma Grafs Aspirationen, Mädchenbildung, Lehrerinnenbildung, staatsbürgerliche Bildung, Frauenstimmrecht, nicht so viel Interesse, da war sie froh, mit mir reden und planen zu können. Wie es dann 1916 bei der ersten Berner Aktion war, wissen Sie!» — O ja, nie werde ich den Interlakner «internationalen Abend» mit Emma Graf, Emilie Gourd und der Norwegerin Birgit Tillisch vergessen, diese Begeisterung, dieses freudige Mitgehen!» — «Ja, es war Emma Grafs grösste Gabe: den Funken zu zünden, die Menschen über sich selbst hinaus zu heben.» Die Schweizer Frauen haben allen Grund, ihrer auch 1[illegible]6 in tief verpflichtender Dankbarkeit zu gedenken.

A. Debrit-Vogel

Trostbrief eines Pfarrers an seine ehemalige Konfirmandin beim Tode ihrer Mutter

Zum Totensonntag, 25. November

Ein Kind, das mit seiner Mutter so eng und tief verbunden war, findet allen Trost in der Hoffnung auf ein Wiedersehen, d. h. eines bewussten, persönlichen Zusammenkommens in der Ewigkeit. Ebenso erscheint alles Seligsein durchaus bedingt durch dieses Wiederfinden. Und doch ist uns alles Wissen davon versagt, verborgen. Es bleibt bei dem Wort, das der Heiland vor seinem Todesgang ausgesprochen hat: «Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich.» Im Glauben an Gott und unsern Heiland gehören wir zu ihm über den Tod. Wir werden also in seliger Gemeinschaft mit ihm leben, in des Vaters Haus, wo viele Wohnungen sind. Das bedeutet für mich nicht ein Auflösen der Persönlichkeit, sondern eine lebendige, bewusste Bewahrung des eigenen persönlichen Lebens in einer freilich irgendwie umgewandelten, von aller Leiblichkeit irdischer Art befreiten Daseinsart. Ein Sehen, wie und was wir jetzt sehen und gesehen haben, ist für unsern Verstand damit unvereinbar. Aber ein Wiederfinden und ein noch viel reineres Zusammengehören gehört doch wohl zu solchem Glauben. Doch überlassen wir das unserem Gott. Es ist ja das eine sicher, dass, wenn wir irgend etwas entbehren und ein ungestilltes Heimweh haben müssten, es keine Seligkeit wäre. Wir tragen zu gerne unser beschränkten, irdisch-menschlichen Bedürfnisse noch in den «Himmel» hinüber. Sie werden das gleiche erfahren, was in dieser Beziehung Unzählige erfahren haben, dass das Verlangen nach einem Wiedersehen nach irdisch-menschlicher Vorstellung allmählich verblasst. Das bedeutet nicht, dass die Sehnsucht, sich wieder einmal zu finden, oder überhaupt die Liebe schwächer werde; bloss wir werden langsam und ganz von selber freier von so menschlich beschränkten Vorstellungen und Bedürfnissen. Es soll ja so sein. Gott selber muss uns unser eines Verlangen werden: «Wenn ich nur dich habe . . .»

Als ich unsere liebe Mutter verloren hatte, war auch das lange mein stärkstes Verlangen, sie wieder sehen zu können. Das wurde mir in einem ganz wunderbar schönen Traume erfüllt. Ich sah die Mutter auf einem sonnendurchleuchteten Waldweg mir entgegenkommen; sie sah gleich aus wie früher und doch ganz anders, in einer glückseligen Verklärtheit. Sie streckte mir die offenen Arme entgegen und verschwand. Mir war es damals ein Geschenk von Gott, als wollte er mir sagen: «Sieh, so ist sie jetzt.» Aehnliches ist mir nie mehr widerfahren, aber auch das Verlangen danach ist nicht mehr vorhanden. Es ist mir genug, sie selig in Gott zu wissen und für mich, dass ich zu dieser Gewissheit komme. Wir brauchen die Worte vom «Verlieren» eines lieben Menschen. Das ist aus unserer menschlichen Beschränktheit herausgesprochen. Wir verlieren in Wahrheit einen lieben Menschen nicht. Je wertvoller und lieber uns ein Mensch war, um so weniger verlieren wir ihn. Einer Mutter Sinn und Geist, ihr Gemütsleben und ihr Glaube bleibt ja bei uns und in uns. Erst recht, wenn sie äusserlich nicht mehr da, nehmen wir ihren ganzen innern Gehalt in unser Leben auf als unverlierbaren Segen. So wird unsere Liebe reiner, geistiger und vor allem selbstloser. Solange wir leiblich mit lieben Menschen, vor allem mit einer Mutter verbunden sind, haftet unserer Liebe immer ein gut Stück Egoismus an. Wir wollen glücklich sein und wohlleben daran, dass die Mutter noch da ist. Auf das kommt's aber eben nicht an. Es kommt nur darauf an, dass wir besser werden, d. h. selbstloser. Wenn die Mutter nicht mehr da ist, so haben wir für uns weniger mehr zu empfangen und zu geniessen. Das macht im Grund nichts. Dafür ist nun die Zeit gekommen, dass wir einer Mutter Liebe, ihren ganzen Sinn und Geist, selber wieder an andere und für andere lebendig werden lassen. Dazu hilft mit der Zeit Gott, und so heilt er die Wunden. Wir müssen einmal da hindurch. Aber es ist notwendig und heilsam. Das sind die Zeiten der schwersten Anfechtungen und Erprobungen für unsern Glauben an Gottes Liebe. Wenn einem Kind die Mutter sein Ein und Alles ist und das Kind betet und betet für das Leben der Mutter und sie stirbt, so weiss ich persönlich, wie oft darüber aller Glaube Schiffbruch gelitten hat. Aber dann war es ein Glaube, bei dem der Mensch selber, sein Glück und sein Wille immer noch die Hauptsache war und dazu da, ihm zu dienen. Wie die egoistische Liebe, so muss auch der egoistische Glaube gebrochen oder wenigstens geläutert werden. Das kann ja nur geschehen auf dem unbeschreiblich schweren Gethsemane-Weg. Davon reden und denken wir alles Schönste und Grösste — bis die Reihe an uns selber kommt, dann erfahren wir, wie weit unten wir anfangen müssen, bis wir uns ein klein wenig von dem erringen, was der Herr auf seinem Wege dort errungen hat. Und doch geschah es für uns, dass es uns leichter werde zu glauben, dass auch die dunkelsten Wege Gottes im Licht enden und dass der Glaube an Gott zuletzt sein Recht behält und dass er tatsächlich die Kraft ist, in der alles kann überwunden werden. Das wird auch Ihnen zuteil werden, denn Sie suchen ja von ganzem Herzen neue Kraft zum Glauben. Darum hat es mich auch so sehr gefreut, gestern abend, dass Sie zum hl. Mahl gekommen sind. —

Und nun weiss ich ja nicht, ob meine Worte irgendwie ein Lichtlein ins Dunkel haben bringen können. Es würde mich ja natürlich herzlich freuen. Jedenfalls lässt der liebe Gott Sie nicht im Stich. Ich habe kürzlich im Spital über das Wort gesprochen: «Der Herr harret, dass er Euch gnädig sei.» Wir meinen oft, wir müssen so lange auf ihn warten, auf seinen Trost und seine Hilfe. In Wahrheit aber ist's Gott, der auf uns wartet, auf eine innere Verfassung und Einstellung, dass er uns kann gnädig sein.

Mit vielen lieben Grüssen *Ihr B. Müller*

Zehn Jahre Evangelischer Frauenbund der Schweiz

Tagung vom 2./3. November 1956 in Basel

(Fortsetzung)

Nun leitete die Musikgruppe der Schola Cantorum Basiliensis unter Ina Lohr mit drei prächtigen Gesängen über zum Vortrag von Dr. Ruth Speiser, über

Probleme der Ehescheidung in evangelischer Sicht

Einige Gedanken aus dem Referat: Zwei Autoritäten sind über uns: Gottes Wort und der Staat. Der Staat ordnet unser äusseres Leben. Als Christen aber sind wir dem Reich Gottes zugeordnet. Stehen wir deshalb als Christen ausserhalb oder gar gegen den Staat? Dies wäre ein schweres Missverständnis. Christus steht über Fürstentümern, über weltlicher Macht und Gewalt. Er ist also auch Herr über den Staat. Unser Zusammenleben im Staat steht unter der Ordnung Gottes. Unsere Bundesverfassung beginnt: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen.» Unser Staat ist nicht nur zur Herrschaft über die Menschen da, sondern auch zu ihrem Schutz. Er gibt uns Geborgenheit. Wir sind im Staat nicht Fremdlinge, wir sind im Staat daheim. Das Reich Gottes und der irdische Staat müssen aufeinander bezogen werden.

Die Ehe ist die vom Staat einzig anerkannte Lebensgemeinschaft von Mann und Frau. Die Grundlage des Staates ist die Familie, sie ist die Trägerin der sittlichen Ordnung. Das Versagen der Familie hat Fehlentwicklungen mit verhängnisvollen Auswirkungen zur Folge.

Die Schweizerische Bundesverfassung proklamiert ein Recht auf die Ehe. Dieses Recht darf nicht beschränkt werden. Die Ehe steht unter dem Schutz des Bundes.

Was ist aber die Ehe im biblischen Sinn? Der Mensch ist nicht für sich selbst da. Wir stehen vor Gott zusammen mit unserem Nächsten. Mann und Frau gehören zueinander. Gott ruft Mann und Frau zusammen auf. Der biblische Sinn der Ehe ist nicht die Fortpflanzung, sondern dass die Ehegatten sich in der segnenden Liebe Gottes angehören.

Nach evangelischer Auffassung fällt bei jeder Eheschliessung eine Entscheidung im Glauben. Aber gibt es diese Entscheidung im Glauben, wo es um die Ehe geht, wirklich heute noch? Sie fehlt weitherum. Die Frage nach Gottes Willen liegt dem heutigen Menschen fern. Er sucht auch in der Ehe die Erfüllung rein egoistischer Wünsche. Er erträgt auch den Gedanken an das Definitive nicht mehr, er wählt das Provisorische. Er sagt: «Wir können ja wieder auseinander . . .»

Hier hat die Gemeinde eine grosse Aufgabe. Sie hat es immer wieder zu sagen, dass Gott bei uns ist beim Schliessen der Ehe, dass er in und während der Ehe bei uns sein wird. Dieses Bewusstsein könnte viele Menschen vor einer Scheidung bewahren.

Wie steht die Kirche zur Scheidung? Wenn der Staat die Nichteinmischung in die Eheschliessung proklamiert, so tut er das auch bezüglich der Scheidung. Er scheidet zerrüttete Ehen. Die Evangelische Kirche anerkennt wohl die staatliche Ordnung, doch ist ihr hier ein besonderer Dienst aufgetragen. Was hat sie zu sagen?

Jede Ehekrise ist geistiger Art und es kann ihr nur auf geistlicher Ebene begegnet werden. Der Mensch muss vor Gott geführt werden. Im Glauben, im Stehen vor Gott will er den andern nicht mehr anders haben, als er ist. Er erkennt die Konsequenz aus der einmal getroffenen Entscheidung.

*

Am Schluss der Tagung befasste sich die Versammlung mit der Schutzdienstpflicht der Frauen in den Hauswehren. Sie fasste mit sehr grossem Mehr folgende Resolution:

«Es entspricht weder der Würde der Persönlichkeit noch dem Wesen der wahren Demokratie, wenn ein Grossteil der mündigen Bevölkerung keinen Anteil hat an der Schaffung von Gesetzen, unter die sie gestellt wird. Wir sind darum gegen eine Schutzdienstpflicht der Frauen in den Hauswehren und befürworten den Weg des freiwilligen Entschlusses auch für diesen notwendigen vaterländischen Dienst.

M. Ae.

Politisches und anderes

Die drei Minuten des Schweigens

Das ganze Schweizervolk hat vergangenen Dienstag um 11.30 mit drei Minuten des Schweigens den Ausdruck der Erschütterung gegeben, welche durch die Deportation ungarischer Frauen, Männer und Kinder nach der Sowjetunion geweckt wurde. Während dieser drei Minuten waren alle Arbeitsstätten, der gesamte Bahn-, Post-, Telephon- und Strassenverkehr stillgelegt.

Die Lage in Ungarn

Unter dem Druck von Hunger, Kälte und der russischen Drohung begannen die ungarischen Arbeiter am Montag, langsam in ihre Fabriken zurückzukehren. Gleichzeitig befinden sich 20 neue sowjetische Infanterie-Divisionen auf dem Weg nach Ungarn, um die Panzertruppen abzulösen, und die sowjetische Besetzung Ungarns zu konsolidieren.

Neue Abrüstungsvorschläge Moskaus

Die sowjetische Regierung hat am Samstag neue Abrüstungsvorschläge veröffentlicht, die gleichzeitig an die Regierungschefs der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens, Frankreichs, Chinas und Indiens übermittelt wurden. Es handelt sich hierbei um die am weitestgehenden Abrüstungsvorschläge, die jemals von der Sowjetunion gemacht wurden. Als eine der wichtigsten Punkte muss die teilweise Einwilligung gegenüber dem Luftinspektionsplan von Präsident Eisenhower angesehen werden. Die sowjetische Regierung spricht sich hierauf erneut für die Einberufung einer Fünferkonferenz aus, wie sie von der Schweiz vorgeschlagen worden ist. Angesichts des Vorgehens der Sowjetunion in Ungarn betrachtet man diesen Schritt im Westen als Propaganda-Manöver.

Abschluss der polnisch-russischen Besprechungen

Die in Moskau geführten polnisch-russischen Besprechungen sind am Sonntagabend mit der Unterzeichnung einer gemeinsamen Erklärung zu Ende gegangen. Darin hat sich Polen mit der weiteren «vorübergehenden» Stationierung russischer Truppen auf dem polnischen Territorium einverstanden erklärt, während die Sowjetunion Polen beträchtliche wirtschaftliche Hilfe zugestanden hat und gleichzeitig erneut die Oder-Neisse-Grenze garantiert. Die «vorübergehende» Stationierung sowjetischer Truppen in Polen wurde mit der Gefahr der «Wiedergeburt des deutschen Militarismus» und Notwendigkeit sowjetischer Truppen in Deutschland begründet. Die Erklärung wurde von dem neuen polnischen Parteiführer, Gomulka, und seinem sowjetischen Kollegen Chruschtschew sowie dem Ministerpräsidenten Cyrankiewicz und Bulganin unterzeichnet.

Erkrankung Edens

Der britische Premierminister, Sir Anthony Eden, leidet an «schwerer Ueberanstrengung» und hat vorläufig alle seine öffentlichen Verpflichtungen abgesagt.

Uebernahme Rokossowskis in die Sowjetregierung

Der ehemalige polnische Verteidigungsminister Marschall Rokossowski wurde nach seiner Absetzung in Polen, zum stellvertretenden sowjetischen Verteidigungsminister ernannt.

Rücktritt der amerikanischen Botschafterin in Rom

Die amerikanische Botschafterin in Italien, Mrs. Clare Booth Luce, ist aus gesundheitlichen Gründen von ihrem Posten zurückgetreten.

Aegyptische Provokationen

Die ägyptischen Truppen haben am Montag trotz Waffenstillstand zum zweitenmal innerhalb von 12 Stunden das Feuer auf die anglo-französischen Stellungen in der Kanalzone eröffnet.

Eintreffen sowjetischer Panzertruppen in Bulgarien

Nach Berichten, die aus Sofia in Belgrad eintrafen, sind in Bulgarien sowjetische Panzertruppen angekommen, um das Land vor irgendwelchen inneren Unruhen, wie sie sich in Ungarn und Polen ereigneten, zu schützen.

Rückzug der Chevallier-Initiativen

Das Komitee, das die beiden Volksinitiativen zur Begrenzung der Militärausgaben und für soziale Sicherheit und internationale Solidarität lanciert hatte, hat mehrheitlich beschlossen, die beiden Initiativen zurückzuziehen.

Der 5. Sonderzug ungarischer Flüchtlinge in der Schweiz

Am Samstag ist der 5. Sonderzug des Schweizerischen Roten Kreuzes mit 445 ungarischen Flüchtlingen in Buchs eingetroffen. Die Zahl der bis jetzt eingereisten Flüchtlinge beträgt 2300. Zwei weitere Züge mit rund 1000 Flüchtlingen werden in dieser Woche erwartet.

Abgeschlossen: Dienstag, 20. November 1956. *cf*

Max Huber

9

Durch Spannung und Wandlung zur Haltung

(Zum Buch «Max Huber» von Fritz Wartenweiler, erschienen im Rotapfelverlag)

Von E. Spahn-Gujer

General McArthur:

«Mit Gewalt löst man keine Probleme»

Der Krieg war vorbei; aber nicht vorbei war die Arbeit des Internationalen Roten Kreuzes und seines Komitees. Nach der Entwaffnung des deutschen Heeres gab es erst recht viel zu tun für die Abteilung Kriegsgefangene in Genf. Wenige Wochen nach Antritt des Amtes wurde der neue Präsident des Komitees Carl Burckardt, von Bundesrat Petitpierre, dem neuen Aussenminister, zum schweizerischen Gesandten in Paris ernannt, und Max Huber musste das kaum niedergelegte Präsidium aufs neue übernehmen. Erst zwei Jahre später fand er den endgültigen Nachfolger in Paul Rüegger, seinem ehemaligen Schüler und Mitarbeiter. In den ersten Nachkriegsjahren hatte das Komitee die unmittelbare praktische Hilfe naturgemäss den besiegten Ländern, Deutschland, Oesterreich, Italien und Japan zu bringen. Der Delegierte Junod, der sich schon in Abessinien und Spanien und später in Deutschland glänzend bewährt hatte, erlebte als einer der wenigen Europäer die schrecklichen Folgen der niedergegangenen Atombomben auf Hiroschima und Nagasaki. Die Zahl der Todesopfer überstieg 200 000; alle Spitäler waren zerstört oder schwer beschädigt. Es gab nur noch zwei Notspitäler mit unbeschreiblichen Bedingungen; für mehr als 100 000 Verletzte fehlte das Notwendigste. Als Junod die Rückreise nach Europa antrat, sagte ihm General Mac Arthur tief erschüttert: «Man hat vergessen, dass das Leben und das Blut des Menschen unschätzbaren Wert hat», und «mit Gewalt löst man keine Probleme; sie hat nie das letzte Wort».

Wahrscheinlich wissen wenige Schweizer, dass ein Aargauer, der mit einer Autokolonne des Internationalen Rotkreuz-Komitees vor eines der fürchterlichsten Konzentrationslager, Mauthausen, kam, durch seine Unerschrockenheit 60 000 Häftlinge retten konnte, die auf Befehl Himmlers hätten «liquidiert» werden sollen.

Nachkriegsaufgaben — Dienen bis zuletzt

Den Grundsätzen der Genfer Konvention von 1929 getreu, erliess Max Huber an die Adresse der Sieger einen Appell nach dem andern zur Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen. Auch betraute das Komitee in Verbindung mit dem schweizerischen Roten Kreuz Aerzte-Missionen mit der Erforschung der Lage der «Displaced Persons», d. h. jener Ausländer, die während des Krieges zwangsweise aus ihrer Heimat nach Deutschland verschleppt worden waren. Am mühsamsten gestaltete sich die Finanzierung der Riesenaufgaben. Wer nicht eingeweiht war, erkannte nicht, dass mit Kriegsende die Arbeit des Roten Kreuzes nicht beendet sein konnte. Die nationalen Rotkreuz-Gesellschaften, die bis jetzt am meisten geholfen hatten, brachen ihre Zuschüsse beträchtlich ab; die Betreuung der Heimkehrer und der Wiederaufbau im eigenen Land nahmen alle ihre Mittel in Anspruch. Für die endgültig Besiegten gab es keine nationale Rotkreuz-Gesellschaft mehr. Das Komitee des Internationalen Roten Kreuzes hatte nur noch den Christlichen Verein junger Männer, die Quäker, die «Schweizer Spende» und die spätere «Europa hilfe» verschiedener kleiner Staaten als Mithelfer. Im Herbst 1945 setzte Max Huber dem schweizerischen Bundesrat die schwere Lage seines Komitees auseinander. Die Bundesversammlung eröffnete einen Kredit von 5 000 000 Franken und erhöhte ihn im Frühjahr 1946 auf 7½ Millionen Franken. Ohne diese Rückendeckung hätte das Komitee seine Arbeit einstellen müssen.

Eine der wichtigsten Nachkriegsaufgaben erblickte Max Huber in der Verbesserung der Normen des Völkerrechtes zugunsten der Kriegsopfer. Gestützt auf die neuen Erfahrungen mussten die alten Konventionen überprüft und die schmerzlich empfundenen Lücken ausgefüllt werden. Man musste dafür sorgen, dass eine neue Konvention die Zivilbevölkerung im besetzten Gebiet und auch im Feindesland beschützt. Das Ideal des Roten Kreuzes soll weiterhin und in noch verstärkterm Masse die Begriffe von Wert und Würde jedes Menschen, weit über Kriegsrecht und Völkerrecht hinaus, verkörpern. Der letzte Entscheid über den massgebenden Wortlaut der verbesserten drei ältern Genfer Konventionen und auch der neuen standen den Regierungen zu. Deren bevollmächtigte Abgeordnete traten im April 1949 in Genf zusammen zur «Diplomatischen Konferenz» des Roten Kreuzes. Sie wurde von Bundesrat Petitpierre in hervorragender Weise geleitet.

Es ging Max Huber, wie es schon manchem verdienten Mann gegangen ist: er konnte am Ende seines grossen Lebenswerkes nicht nur Dank und Anerkennung ernten. An der Konferenz in Toronto anno 1952 regnete es Vorwürfe. Es war gut, dass er seinen Glauben und seine Hoffnung nie auf Menschen und menschliche Einrichtungen gesetzt hatte, sondern allein auf den, der auch da noch Wege weiss, wo das menschliche Auge keinen mehr sieht. Max Hubers Verdienste müssten sehr bescheiden gewertet werden, wenn wir nur sein eigenes Zeugnis hören wollten. Es ist darum nötig, dass uns Fritz Wartenweiler die Urteile der massgebenden Mitarbeiter und hervorragenden Kenner Hubers als Persönlichkeit sowohl, als auch alles dessen, was er mit Herz, Kopf und Hand und vor allem mit Gottes Hilfe zustande gebracht hat.

Nach seinem endgültigen Rücktritt als Präsident des Internationalen Rotkreuz-Komitees ist Max Huber dessen Ehrenpräsident geworden. Auch als solcher arbeitete er weiter, denn ein verantwortungsbewusster Rotkreuz-Arbeiter muss dienen bis zuletzt; er kann nicht anders. In einem Vortrag in St. Gallen sprach er über «Das Völkerrecht und der Mensch». Das Völkerrecht hat es nach seiner festen Ueberzeugung nicht nur mit den unpersönlichen Staaten zu tun, sondern erst recht mit den einzelnen Menschen. Diese Ueberzeugung liegt bereits auch in der Charta von San Francisco. Sie nennt als Ziel des neuerstandenen Völkerbunds, der UNO, nicht die Macht der Nationen, wohl aber die Würde des einzelnen Menschen ohne Unterschied von Volk, Rasse, Geschlecht und Klasse. Die UNESCO, eine der Unterorganisationen der UNO, verkündete bereits die Erklärung der Menschenrechte. Und es ist glücklicherweise nicht bei der theoretischen Erklärung geblieben; schon seit einiger Zeit hat ein wirksamer Kampf eingesetzt gegen eine der tiefsten Ursachen aller Kriege, den Hunger. Dieser Kampf besteht in der Hilfe für die unterentwickelten Völker durch die FAO, die Weltgesundheitskommission, die Technische Hilfe und andere Institutionen.

Freiheit ist Verantwortung — Recht ist Pflicht

Wie das jeder wahrhaft grosse Mensch tut, ehrt auch Max Huber dankbar das Andenken und die Verdienste derer, die ihm dereinst Lehrer, Helfer und Förderer waren: J. C. Blunschli, Bundesrat Calonder, William Rappard und andere. Anlässlich der Feier des hundertjährigen Bestehens der Bundesverfassung erklärte er: «Freiheit ist alles andere als Willkür. Ihre aktivste Seite ist die Teilnahme aller

Die Frau in der Kunst

Martha Maag-Socin im «Städtischen Podium»

Im Rahmen der literarischen Veranstaltungen des «Städtischen Podiums» in Zürich erhielt jüngst wieder einmal eine Frau, die Schriftstellerin Martha Maag-Socin, Gelegenheit, aus eigenen Werken vorzulesen. Von der seit 1908 in Zürich lebenden Baslerin ist letztes Jahr in der Büchergilde Gutenberg die Novelle «Im alten Haus» erschienen, nachdem sie bereits früher zwei für die eigenen Kinder geschriebene Mädchenbücher im Verlag Sauerländer, Aarau, veröffentlicht hatte. Dass Martha Maag-Socin gut beobachtende, fraulich-gepflegte Erzählkunst, die mit besonderer Liebe bei minutiösen Detailschilderungen verweilt, zu geben hat, erwies sich anlässlich ihrer Vorlesung bereits in dem Kapitel aus dem um die Jahrhundertwende spielenden Roman «Flora». Hier malt die Autorin mit offensichtlichem Behagen einen bürgerlichen Vereinsausflug mit dem dazugehörenden Festmahl aus, wobei in der anschaulichen Beschreibung der handelnden Personen, des Lokals und der kulinarischen Genüsse auch der Humor nicht zu kurz kommt. Die danach gelesene Probe aus dem Reiseroman «Tanzender Delphin» gab die auf Kontraste angelegte Schilderung des Zusammentreffens einer alten Jungfer, «die den Mann nicht als Menschen, sondern als Geist sieht», mit einem temperamentvollen attraktiven Amerika-Italiener in Florenz, der die spröde Charlotte zu einem dem Genuss des Augenblicks hingegebenen Lebensgefühl zu bekehren sucht. Auch in der Novelle «Das heilige Brot» ist die Hauptperson eine alleinstehende Frau, in der die Autorin im Anschluss an einen Besuch in einem Kellerladen eine traumhaft-bizarre Erlebnis- und Erinnerungswelt aufsteigen lässt. Man hätte gern noch mehr von dieser eigenartigen Erzählung vernommen, um beurteilen zu können, wie weit sich hier Reales und Hintergründiges überzeugend ineinanderfügen. Fünf Gedichte, unter denen das nachdenkliche «Die Mutter» und das von geheimnisvollen Bildern und Assoziationen erfüllte «Erscheinung» betitelte uns am meisten fesselten, beschlossen die Veranstaltung. *M. N.*

Dr. Elsy Leuzinger,
Konservatorin des Museums Rietberg, Zürich

Kürzlich machte an einem Sonntagvormittag der Zürcher Stadtpräsident Dr. E. Landolt eine Anzahl geladener Gäste im Museum Rietberg mit der neuen Konservatorin, Dr. Elsy Leuzinger, bekannt. Die Vereinigung der Freunde des Museums war vertreten, und aus Ascona war Dr. E. von der Heydt, der grosszügige Gönner dieser Kunststätte, erschienen, der einmal dem zurückgetretenen Betreuer des Museums, Hr. Johannes Itten, für seine geleistete Arbeit dankte und dann Worte der Anerkennung für das Wirken Dr. Elsy Leuzingers sprach, die bereits während einigen Jahren als Konservatorin der Sammlung für Völkerkunde an der Universität Zürich ihr Können unter Beweis gestellt hat. Frl. Dr. Elsy Leuzinger, eine gebürtige Glarnerin, aufgewachsen in Kilchberg, ist eine in allen Zweigen der Ethnographie bewanderte Wissenschafterin, die in Zürich doktorierte und unter verschiedenen Malen in ferne Länder fuhr, um wertvolle Studien für ihr Wirkungsgebiet zu unternehmen. Die letzte Forschungsreise, die zeitlich ein halbes Jahr umfasste, führte sie gemeinsam mit Jolanda Tschudi aus, einen Negerstamm in Zentralamerika aufsuchend, wo noch nie Weisse ihren Fuss hingesetzt hatten. Von den Begegnungen mit den Männern und Frauen des Stammes, dem Leben in den Hütten und im Freien der malerisch angeordneten Dörfer, vom Wasserholen und Töpfern, vom Kochen und von den grossen Tanzfesten gab ein Ausschnitt aus dem dort gedrehten Farbenfilm Kunde.

Frl. Dr. Leuzinger gab in charmanter Weise einen Ueberblick über die geplante Gestaltung des Museumsbetriebs, ihrer Freude darüber Ausdruck gebend, dass sie mit der Leitung betreut worden ist. Sie führte uns durch die drei neu eingerichteten Südsee-, China- und Amerikaräume, und wir werden uns freuen, wieder einmal unter der kundigen und liebenswürdigen Führung der neugewählten Konservatorin die kostbaren Schätze im Museum Rietberg anzusehen oder einen Vortrag der begabten und von ihrem Beruf erfüllten Forscherin anzuhören. *bwk.*

Die peruanische Frau

Kann man überhaupt von der «peruanischen Frau» sprechen, so etwa wie von der Schweizer Frau»? Wie wir wissen, hat sich bei uns im Laufe der Jahrhunderte ein Nationalcharakter herausgebildet. Bei aller ihrer Verschiedenheit haben die Genfer Hausfrau, die Aerztin aus Zürich, die Berner Geschäftsfrau und die Bäuerin Bündens eine ähnliche Lebensauffassung und, in gegebenen Momenten, ein ähnliches Verhalten.

Wer aber ist die peruanische Frau? Ist es die schweigsame Indianerin auf den eisigen Steppen der Anden, die fröhliche Mulattin der Küste des Stillen Ozeans, die mysteriöse Bewohnerin des Urwalds oder die Städterin spanischer Herkunft, der es vielleicht oft an Schulung fehlt, nie aber an angeborener Subtilität?

Die sozialen und rassischen Unterschiede in Peru — einem Land, dessen Flächeninhalt dreimal grösser ist als der Frankreichs und in dem Küste, Sierra und Urwald lebensbedingende Faktoren von unermesslicher Vielfalt darstellen — sind zu gross, als dass man die peruanische Frau sozusagen auf einen gemeinsamen Nenner bringen könnte. Ich will jedoch versuchen, ein wenig Ordnung in das Chaos der flüchtigen Erscheinungen zu bringen, denn wenn auch die «peruanische Frau» als Begriff kaum existiert, so gibt es doch unendlich viele Frauen in jenem Land, die es wohl verdienen, dass man ihrer liebend gedenkt, fast gar so liebend wie sich die mit bunter, aber oft verlumpter Tracht angetane Indianerin über ihre braunen Kinder beugt.

Wie oft ist sie es doch allein, die ihre Kinder nährt und, so gut es geht, aufzieht! Die unehelichen Geburten wiegen nämlich auf dem Land, und wohl vielleicht auch in den reizenden Kleinstädten der Küste und der Anden und vielleicht sogar in der Hauptstadt vor. Man nimmt dies meistens nicht tragisch, und das Kommen eines Kindes jagt auch die Aermste nicht ins Bockshorn — heisst es doch im peruanischen Volksmund, dass jedes Kindlein mit einem Brot im Mund geboren werde. Schlimmer als die ausserehelliche Geburt an sich ist die völlige Gleichgültigkeit vieler Indianer und Mestizen gegenüber ihren Nachkömmlingen. Obwohl die katholische Kirche und vielleicht auch die eine oder andere Linkspartei darauf drängen, dass geheiratet werde, ist es doch schwer, dem Mann der Anden, auch wenn er den Ehebund eingegangen ist, eine richtige Auffassung der Familienpflichten beizubringen. Es kann aber auch vorkommen, dass eine Frau den Vater ihres Kindes nicht heiraten will — offenbar zieht auch sie ihre Freiheit vor.

In den Städten herrscht allerdings, wenigstens in den Oberschichten und, es muss gesagt werden, auch bei den oft unbegüterten Negerfamilien, der iberisch-katholische Moralkodex vor, aber auch bei den Abkömmlingen der Spanier kann es vorkommen, dass der Mann schwer zu bewegen ist, die Mutter seiner Kinder zu heiraten. Es steht dem unehelichen Kind jedoch ein Rechtsschutz zu, da der Vater verpflichtet ist, ein Drittel seines Lohnes für sein Kind zu «opfern». Man darf aber sagen, ohne der Würde der peruanischen Rechtspflege näher treten zu wollen, dass das Gesetz in solchen Fällen manchmal umgangen wird; es kann aber auch vorkommen, dass der «falsche Vater» bezahlen muss.

In Peru ist die Frau auch heute noch in nicht geringem Masse dem Ehemann untertan und leider manchmal auch geradezu ausgeliefert — ich habe üble Missstände beobachten müssen. Die Frau findet aber oft Mittel, den eisernen Gehorsam zu umgehen, was von ihrer angeborenen Beweglichkeit zeugt. Die Tragödie der Städterin ist jedoch oft ihre Trägheit oder auch ihr Mangel an Selbstvertrauen, und sie erduldet viel, um nicht aktiv in den Lebenskampf eintreten zu müssen.

Die Frau der höchsten Kreise (Peru, einst von einem spanischen Vizekönig regiert, besitzt auch heute noch eine fast höfische Tradition), diese oft ziemlich dunkelhäutigen Schönen sind sehr mondän und auch recht kultiviert, aber den meisten fehlt es in hohem Masse an sozialem Gefühl — nach unseren Begriffen wird von privater Seite wenig oder nur Oberflächliches für die Armen und Kranken getan, von denen es vor allem in der Hauptstadt wimmelt.

Dahingegen, und das möchte ich ganz besonders betonen, ist der Familiensinn in allen Kreisen (sei nun ein Vater vorhanden oder nicht) rührend stark. Die Geschwister halten durch dick und dünn zusammen und sogar der gesellschaftliche Verkehr beschränkt sich in manchen Fällen nur auf die Familie, die Sippe, welche allerdings meistens sehr gross ist. Es muss gesagt werden (ist dies bei uns auch so?), dass die armen Verwandten ebenso willkommen sind am Familientisch wie die begüterten. Die Familie ist in Peru ein Bollwerk gegen die feindlichen Mächte der Aussenwelt, die in einem mehr oder weniger in sozialer Wirrnis lebenden Lande herrschen.

Peru befindet sich gegenwärtig in einem Uebergangsstadium. Wo es noch vor wenigen Jahrzehnten nur Herren und Knechte gab, bildet sich heute ein Mittelstand. Viele Töchter solcher Familien studieren an der Universität, auch werden sie Lehrerinnen, Sekretärinnen, Kindergärtnerinnen. Manche fühlen sich noch etwas unsicher in diesem neuen Status der Unabhängigkeit, aber sie fügen sich als nützliche Mitglieder der berufstätigen Klasse ins Nationalleben ein und dies wird von den Männern anerkannt, freilich manchmal mit fast ungläubigem Staunen. Seit einem Jahr besitzt die Peruanerin, die sehr patriotisch gesinnt ist, auch das Stimmrecht, das sie allerdings, wie der Mann, nur alle sechs Jahre einmal ausüben darf, nämlich bei den Präsidenten- und Kongresswahlen. Dieses Jahr hat die Frau in Peru zum erstenmal gestimmt und wie ich höre (nähere Angaben fehlen mir allerdings) wurden einige Frauen zu Deputierten und Senatoren gewählt. Ich hoffe, dass das soziale Gefühl der peruanischen Frau der hohen Stände durch ihre neue Verantwortung entwickelt wird.

Denke ich aber an die Frauen Perus, so kommen mir doch immer zuerst die Mütter in den Sinn. Sie stehen leidenschaftlich zu ihren Kindern, alle, auch die primitiveste Indianerin. Ich habe Mütter gekannt wie jene Wäscherin, eine Negerin aus einem Vorort Limas, die allein elf Kinder prächtig aufzog — jedes erlernte einen Beruf — oder wie jene Hausfrau aus den Anden, die zu ihren eigenen neun Kindern noch zwei ausserehelliche ihres Mannes aufnahm und mit ebensoviel Mühe und Liebe aufzog wie ihre eigenen. Was so eine Frau aus dem Volk in Peru an Arbeit leistet, ist schwer zu beschreiben.

Wenn ich aber das Bild einer peruanischen Mutter in mir heruftbeschwöre, dann sehe ich aber wohl doch zuerst meine Freundin Menina vor mir, obwohl sie keine Frau aus dem Volke ist, sondern einer sehr angesehenen, wenn auch nicht begüterten Familie entstammt. Menina ist vierzig Jahre alt und die Mutter von sechs Kindern, von denen das älteste zweiundzwanzig und das jüngste sechs Jahre zählt. Als sie mich einmal im Büro besuchte, fragten alle wie ein Mann: «Wer ist dieses reizende Fräulein?» Menina hat den Mut gehabt, sich von einem unwürdigen Mann scheiden zu lassen und ihre Kinder allein aufzuziehen, unter einem ungheuren Aufwand von Arbeit und Mühe, doch in Fröhlichkeit und Anmut. Kinder und Hunde, Katzen, Hühner, Enten, ein Esel, ein Schwein und etliche Kaninchen leben und weben munter in ihrem Hof. Oft herrscht ein «Chrüsimüsi» ohnegleichen, aber wenn man Meninas Haus verlässt, ist man voll Lächeln und Wärme.

So dürfen wir denn der peruanischen Frau etwas recht Grosses zugestehen, nämlich dass sie — sei sie nun weiss, schwarz oder kupferbraun — auch in den denkbar schwierigsten Umständen «ihren Mann stellt», ohne verbittert und griesgrämig zu werden. Sie weiss, dass es ein Privileg ist, eine Frau und eine Mutter zu sein. *Greta de Verneuil*

Schweizerischer Frauenturnverband

Abgeordnetenversammlung in St. Gallen

Im weissen Winterkleide, mit Schneehaufen an den Strassenrändern, empfing St. Gallen am letzten Oktobersonntag die Turnerinnen des Schweizerlandes zur Abgeordnetenversammlung. Die Mehrzahl der Turnerinnen war des weiten Reiseweges wegen schon am Samstag in der Gallusstadt eingetroffen.

Frisch und froh klang das Lied im Grossratssaal, vom Pays Romand als Eröffnung. Freundlich und warm hiess die Präsidentin des Frauenturnverbandes St. Gallen die Delegierten in ihrer Stadt willkommen, die die Schweizer Turnerinnen 1935 zum letzten Male in ihren Mauern begrüsst hatte. Ganz reizend war die poetische Begrüssung der Gäste durch zwei muntere St. Gallermeitschi.

Eine ganze Menge Gäste konnte unsere Zentralpräsidentin — Frau Bachmann — in ihrem Eröffnungsworte willkommen heissen; doch galt ihr spezieller Gruss den Delegierten der Verbände.

Herr Stadtrat Schlaginhaufen hiess die Turnerinnen im Namen der Stadt St. Gallen herzlich willkommen.

Der Schweizerische Frauenturnverband hat sich im Berichtsjahre um 24 neue Sektionen vermehrt und zählt heute in 1273 Vereinen 73 571 beitragszahlende Mitglieder, wovon 35 491 Turnende. Dieses stete Anwachsen stellt die Behörden, vor allem die Technische Kommission, immer vor neue Aufgaben und Probleme.

Es ist für einen Verband immer erfreulich, bewährte, treue Mitarbeiter für langjährige Dienste ehren zu dürfen. In St. Gallen waren es deren drei: Fräulein Elsbeth Wüest, techn. Leiterin des Verbandes St. Gallen, Frau Hamburger, St. Gallen und Fräulein B. Fischer, Zürich, die während 15 Jahren Leiden und Freuden im Verbandsvorstande getragen haben und noch weiter tragen. Umrahmt wurden die Ehrungen durch flott vorgetragene Lieder eines Chors der Knabenrealschule.

Jahresrechnung 1955, Jahresprogramm und Budget 1957 wurden stillschweigend genehmigt.

Bereits werfen verschiedene Anlässe der nächsten Jahre ihre Schatten voraus, wie z. B. die SAFFA 1958 in Zürich, das Jubiläum des Frauenturnverbandes 1958.

Dass der Schweiz. Frauenturnverband als Mitglied des Bundes Schweiz. Frauenvereine an der SAFFA 1958 in Zürich ebenfalls teilnimmt, ist klar. Doch wird dies nicht im gleichen Rahmen wie 1928 in Bern geschehen können, wo der erste Schweiz. Frauenturntag durchgeführt wurde, der damals in der ganzen Schweiz grosse Beachtung fand. Da in Zürich für eine Grossveranstaltung, wie dies heute ein Frauenturntag unseres Verbandes bedeutet, nicht genügend Platz vorhanden ist, wird der Verband Zürich und eventuell weitere benachbarte Verbände turnerische Arbeit zeigen können. Durch Ausstellung von geeignetem Material, durch Schrift, Bild und Film sollen die Besucherinnen der SAFFA über unsere Arbeit aufgeklärt werden.

Am 10. Okt. 1958 feiert der Schweiz. Frauenturnverband seinen 50. Geburtstag, ein Ereignis, an dem wir nicht sang- und klanglos vorübergehen dürfen.

Die Organisation der Jubiläumsfeiern wird den Verbänden überlassen, d. h. sie können eine festliche Veranstaltung durchführen, einen Wandertag oder Turntag abhalten, wobei der Gründung des Schweiz. Verbandes ehrend gedacht werden soll.

Die Abgeordneten-Versammlung 1958 soll in Zürich, am Gründungsorte, festlich begangen werden. Eine Jubiläumsschrift ist in Vorbereitung.

Ein bisschen höher schlugen die Wellen der Rede und Gegenrede über die Beteiligung am Eidg. Turnfest in Basel, d. h. die Durchführung von Frauenturntagen 8 Tage vor dem Fest der Turner. Die Zentralbehörden empfahlen Ablehnung der Teilnahme, weil eine solche die turnerische Arbeit von 2 Jahren sehr stark beeinflusst. Sehr geschickt warb die Präsidentin des Verbandes Basel-Stadt um den gegenteiligen Standpunkt.

Die Abstimmung ergab 56 Ja für und 57 Nein gegen eine Beteiligung in Basel.

An Stelle des im abgelaufenen Jahre zurückgetretenen Präsidenten der Presse- und Propagandakommission, Herrn Oskar Meier in Zürich, dessen grosse Arbeit dankbar anerkannt wird, wurde Herr Robert Joos in Amriswil gewählt.

Hell und froh ertönte zum Ausklang der Abgeordnetenversammlung der Turnerinnen Wahlspruch. *BK*

UNICEF-Grusskarten 1956

Sechs Millionen Menschen in 56 verschiedenen Ländern dürften heuer UNICEF-Grusskarten kaufen oder empfangen, die zugunsten des Kinderhilfswerkes der Vereinten Nationen vertrieben werden. Diese Schätzung beruht auf der normalen Zunahme, die der Verkauf dieser Karten alljährlich seit sechs Jahren erfahren hat.

Aus den 130 000 Karten, die 1950 verkauft wurden, entwickelte sich ein Rekord von 4,5 Millionen Karten im vergangenen Jahr, wodurch sich die Nettoeinnahmen der UNICEF von 4200 auf 227 000 Dollar erhöhten.

Jede Schachtel mit zehn UNICEF-Grusskarten mit einem Preis im Gegenwert von einem Dollar bedeutet, dass irgend jemand nicht nur an seine Freunde in der Weihnachtszeit denkt, sondern dass er auch an ein Kind denkt, das Nahrung oder ärztliche Hilfe braucht. Jede verkaufte Kartenpackung bedeutet, dass die UNICEF fast hundert Kindern täglich eine Tasse Milch geben oder zwei Kinder vor der Blindheit retten kann.

In diesem Jahr wurden die UNICEF-Grusskarten von drei bedeutenden Künstlern — Saul Steinberg, Joseph Low und Jamini Roy — entworfen.

Zu beziehen durch die Zürcher Frauenzentrale, Zürich, am Schanzengraben 29, (Fr. 4.20).

Erwachsenen, auch der Frauen, am Aufrichten der Ordnung, in der sie eingebettet liegt. Freiheit ist Verantwortung. Recht ist Pflicht. Die politische Gleichberechtigung der Frau ist eine elementare Forderung der Gerechtigkeit.» Und bei der Sechshundertjahrfeier von Zürich zeigte Max Huber den Zusammenhang zwischen dem Bundesstaat und dem kantonalen Heimatstaat. Er freute sich darüber, dass der Vorort der Alten Eidgenossenschaft heute gewöhnliches Glied des Bundes ist, und besonders auch über die heutige Gleichberechtigung von Stadt und Land. Er ist aber nicht nur Politiker, Rechtsgelehrter und «barmherziger Samariter», er ist als bewusster Christ auch Glied einer christlichen Kirche. Auch für sie sind Recht und Ordnung unerlässlich. Der Zweckparagraph seines Gesetzesvorschlages lautete:

«Die Zürcher Kirche hat der Bevölkerung des Kantons das Evangelium von Jesus Christus auf der alleinigen Grundlage der heiligen Schrift zu verkündigen, sowie christliches Leben im ganzen Volk zu wecken und zu fördern.» Er ist aber kein engherziger Protestant. Immer wieder hat er in aller Oeffentlichkeit auf den grossen Friedensmann vom Ranft hingewiesen, und in allen seinen hohen Stellungen hat er bewiesen, dass er über den Gartenhag der eigenen Konfession hinausblicken kann, und dass ihm das Recht der Andersgläubigen ebenso am Herzen liegt wie das eigene Recht. Festgehalten darf auch an dieser Stelle werden, was der geniale Mann am 75. Geburtstag der Maschinenfabrik Oerlikon (nicht Maschinenwerkzeugfabrik) der Festversammlung eingeprägt hat: «Unser Wirtschaft beruht zwar auf der Freiheit des Eigentums und der persönlichen Initiative. Freiheit bedeutet aber auch Verantwortung. Eine gesunde Geschäftspolitik dient im gleichen Masse den Interessen der Eigentümer wie denen der Arbeitnehmer. Das setzt aber voraus, dass der Mensch geachtet wird. Nur das Vertrauen in die Würde und damit in die Leistung des Menschen kann unsere Industrie tragen. Es braucht dazu nicht allein die Arbeit erfindungsreicher Köpfe, sondern den Händefleiss aller. Den Beitrag des einzelnen zu würdigen, ist Wesen der moralischen Aufgabe der Betriebsleitung. Weiter gehört dazu aber auch die richtige Einstellung des einzelnen zur Arbeit als solcher und zu seiner eigenen Arbeit ganz besonders. In einem Fabrikationsbetrieb besteht die Gefahr, dass der einzelne den Zusammenhang seiner Arbeit mit dem Ganzen nicht mehr sieht. Pflicht der Leitenden ist es, daran zu arbeiten, dass der einzelne den Zusammenhang seiner Arbeit mit dem Ganzen sehen kann.»

(Fortsetzung folgt)

Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald

Unsere diesjährige Generalversammlung fand am 10. November in Zürich statt unter der Leitung von Dr. Nelly Schmid. Am Vorabend hatte sie mit der Zürcher Studentenschaft und unserer Vereinigung eine Schumannfeier veranstaltet in der Aula der Universität. Referent war Dr. Karl Wörner, unser neues Ehrenmitglied aus Mainz. Die Musikdarbietungen wurden ausgeführt von der ausgezeichneten Pianistin Edith Fischer und der Sängerin Frau Lily Gafner. Diese feinsinnige Künstlerin wie auch Dr. Pfenninger-Trümpy, Bariton, verschönten am Samstag die Generalversammlung mit eindrucksvollen Schumannliedern. Dr. Wörner sprach aufschlussreich über Florestan und Eusebius, die zwei charakteristisch gegensätzlichen Schumann-Gestalten. Eine frisch-fröhliche Teestunde liess die Anwesenden ausgiebig zu lebhafter Unterhaltung kommen, nachdem Dr. Nelly Schmid Bericht erstattet hatte über Kassastand und Vereinstätigkeit. — Beglückt erinnerten wir uns der Sommer-Musikwoche 1956, wo Hedy Salquin mit «ihrem» Orchester von Zürcher, Winterthurer und St. Galler Musikern so prächtig konzertiert und auch als Pianistin glänzend mitgewirkt hatte. Der Solisten und Referenten wurde ehrend gedacht und die Absicht ausgesprochen, die Musikwoche 1957 in gewohnt vielseitigem Rahmen zu gestalten. Von mehreren, uns durch Dr. N. Schmid vorgeschlagenen Themen wählten wir «Der Komponist in seiner Zeit». Dies gibt Gelegenheit zur Einfügung auch neuer Musik und deren Wesen und verspricht ein reichhaltiges Programm mit einschlägigen Vorträgen. — Zum Abonnement empfohlen wurde die «Neue Zeitschrift für Musik», gegründet 1834 von Robert Schumann, neu erschienen im Verlag B. Schott's Söhne, Mainz; sie wird betreut vom Hauptschriftleiter Dr. Wörner und enthält viel Wissenswertes über zeitgenössische Musik, über Künstler und ihr Werk, über Aufführungspraxis, Oper, Rundfunk, Schallplatte und Musikliteratur. Der «Spiegel des Musiklebens» bringt Musikfeste, auch die schweizerischen, in Erinnerung. Mannigfache Betrachtungen erläutern das Wesen heutigen Kunstschaffens. — Derart findet auch unsere Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald stets neue Anregung, Erbauung und Belehrung. *H. Lr.*

Bücher

Wir möchten ganz besonders auf das prächtige, im Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich, erschienene Bilderwerk «Kinder vieler Länder», von Ernest Rathenau hinweisen, das in über hundert photographischen Aufnahmen Kinder aller Länder der Welt und jeden Alters zeigt. Wunderbar ergibt sich uns beim Betrachten die Verbundenheit mit diesem «Volk der Kinder», wie der Begründer des Pestalozzidorfes Trogen, Walter Robert Corti, seine Einleitung betitelt. In diesen schweren Zeiten neuen, durch Kriegsgreuel hervorgerufenen Kinderleids in der Welt liest sich dieses Vorwort ganz besonders als Mahnruf und zwingt uns alle zur Besinnung. Entzückend das erste Kind aus Frankreich, tief ins Spiel mit seiner armen Puppe versunken. Lustig der kleine Belgier mit konfitürenverschmiertem Mäulchen, eine Freude die spielenden Kinder am kleinen holländischen Hafen, nicht minder die am Strassenrand in grosses spielendes Tun vertieften irischen Kleinen, die griechische Kindergruppe auf der Insel Mykonos, wobei aber auch das Kind Mexikos, Guatemalas, Indiens, Chinas, Japans und Indonesiens uns im Bilde vorgestellt wird, mit der Mutter, im Kreise der Geschwister, allein in Spiel und natürlichem Sich-Geben, Kinder auf den Philippinen, den Südsee-Inseln, in Französisch- und Spanisch-Marokko, auf Madagaskar, in Südafrika. Wenn wir uns in beglückendem und besinnungsreichem Schauen mit ihnen allen befasst haben, die uns auf diese Weise aus aller Welt begegnen, schlagen wir bestimmt noch einmal die Seiten der Einleitung auf, und noch tiefer werden wir die Erkenntnisse des Kinderfreundes, der sie schrieb, erfassen, noch aufgerufener werden wir darüber nachdenken, dies besonders in einer Zeit wie der heutigen, da erneut Dunkles und Schweres über dem Aufwachsen so vieler Kinder, denen wir Betreuung und Behütung, Geborgenheit und Friede wünschen möchten, als Drohung oder erschreckendes Erleben lastet. *bwk*

Aus der Fülle der Kalender

Als ersten begrüssen wir den sich diesmal in besonders schöner Farbe des Umschlags (gezeichnet von Warja Honegger-Lavater) präsentierenden Schweizerischen Frauenkalender) (Redaktion und Herausgeberin Clara Büttiker, Ver-

Lascia o raddoppia?

(Gibst du auf, oder willst du verdoppeln?)

Am 26. November wird's ein Jahr, dass Professor Lando Degoli, Mathematiklehrer an einer Sekundarschule der italienischen Provinz Emilia, sich in Mailand vor dem Lichtschirm der Radiotelevisione Italiana einfand, um seine Zuständigkeit auf dem Gebiet der Opernmusik unter Beweis zu stellen und damit die fünf Millionen Lire zu gewinnen, die der Wettbewerb des Fernsehstudios, «Lascia o raddoppia?» genannt, demjenigen versprach, der auf irgendeinem Feld des Wissens, das nicht mit seinem Beruf zusammenfällt, 14 Fragen richtig beantworten könne. An jenem feuchten Abend eines gewöhnlichen Wintertages hatten sich nur wenige Leute vor den Apparaten eingefunden und niemand konnte den ungeheuren Erfolg ahnen, den diese Sendereihe in kurzem haben sollte.

Nach wenigen Wochen war am Donnerstagabend, den die Television für die Sendung «Lascia o raddoppia?» wählte, jedes Lokal, das über einen Apparat verfügte, vom Publikum im Sturm genommen, ja, die Leute setzten sich schon zwei Stunden vor Beginn der Vorführung in die Cafés und Bars, um ja einen Sitzplatz zu erhalten. Auch heute ist kein Abflauen des Interesses wahrzunehmen. Selbst in der Schweiz, im Tessin und im Wallis, wo über die Sendestation des Plateau Rosa am Fusse des Matterhorns die Sendungen zu verfolgen sind, stauen sich am Donnerstagabend die Zuschauer in den Wirtschaften, die einen Fernsehapparat besitzen, um die aufregenden Examen nicht zu verpassen.

Das Wettspiel, aus Amerika importiert, folgt bestimmten Regeln: Dem Kandidaten werden am ersten Abend auf jenem Gebiet, das er erkor, acht Fragen gestellt. Mit der ersten richtigen Antwort gewinnt er das Anrecht auf 2500 Lire, mit der zweiten das Doppelte, also 5000 Lire, und so fort, bis ihm mit der achten richtigen Antwort 32 000 Lire zufallen. Damit darf er sich aus dem Wettbewerb zurückziehen. Fühlt er sich in seinem Hobby sicher, will er «verdoppeln», kann er versuchen, an drei aufeinanderfolgenden Donnerstagen je eine, und an einem letzten Abend drei sehr schwierige Fragen zu beantworten. Er wird nun in eine Glaskabine gesetzt und ein Gehilfe ist ihm zugestanden, so er dies wünscht. War er bis und mit der elften Frage siegreich, ist ihm erlaubt, mit den 2 560 000 Lire auszuscheiden. Will er sein Glück bis zuletzt aufs Spiel setzen und vermag er auch die letzten drei Fragen zu lösen, ist er der glückliche Gewinner der fünf Millionen (und 120 000 Lire). Bleibt er aber an irgendeiner Frage hängen, verliert er nicht nur die Anwartschaft auf die fünf Millionen, sondern auch die schon errungenen Summen gehen in Dunst auf. Allerdings sind Trostpreise ausgesetzt: Fiatwagen und andere wertvolle Geschenke. Trotzdem gibt's da dramatische Szenen mit Tränen und Ohnmachten, und das Publikum im ganzen Land nimmt herzlichen Anteil am Pech wie am Glück der Examinanden. Bis jetzt haben sich rund hundert Teilnehmer zur Prüfung gemeldet und achtzehn davon das höchste Ziel erreicht.

Der Stoff, den die Prüflinge wählen, ist sehr verschieden: Gastronomie, römische oder ägyptische Geschichte, die «Göttliche Komödie» von Dante, das Reich der Schmetterlinge, Archäologie, Sport, ebenfalls Literatur und immer wieder Musik in ihren Abarten: Opernmusik, symphonische Musik und Leichte Musik. Die Vorliebe des Italieners für Opernmusik, man kann fast von Manie sprechen, ist bekannt. Weniger schätzt er klassische Musik und sehr selten (wie bei uns) zeitgenössische Musik. Als sich ein junger Postbeamter aus Mailand zur Prüfung ausgerechnet in neuzeitlicher Tonkunst, diesem so schwierigen und problematischen Bezirk, meldete, war man überrascht und skeptisch. Aber mit verblüffender Sicherheit, mit einer Kennerschaft, die — wie der bekannte Musikschriftsteller Guido Piamonte schreibt: «... viele Konservatoriumslehrer, Kritiker und Musiker beschämen und mit Neid erfüllen könnte», überwand der fünfundzwanzigjährige Enzo Marchetti alle Schwierigkeiten und erreichte in kürzester Frist die Prämie der fünf Millionen.

Aus dem bescheidenen, schlecht bezahlten Beamten wurde Enzo im Nu berühmt. Unzählige Platten moderner Musik wurden ihm von begeisterten Zuhörern geschenkt, ihm, der nur acht Platten sein eigen nannte. Das Festival von Venedig lud ihn zur Welturaufführung von Strawinskys letztem Werk, dem Canticum Sacrum, ein, das der Meister selbst in San Marco dirigierte. Viele mailändische Firmen boten ihm passende Stellen an. Enzo hat sich noch zu nichts entschieden und auch seine Stelle nicht aufgegeben. Hingegen sucht er für sich und seine Familie eine grössere Wohnung. Bis jetzt lebte er mit den Eltern und zwei Geschwistern in einer Zweizimmerwohnung, wobei das eine Zimmer als Küche dienen musste. Als erstes will er sich, anstelle des üblen Mietklaviers, das kaum Platz im allgemeinen Schlafraum fand, ein Pianino leisten, danach einen modernen Radioapparat, ohne jedoch sein altes Kästchen zu verstossen, mit dem er jahrelang das dritte Programm des Radio Italiana anhörte und sich damit die erstaunlichen Kenntnisse in zeitgenössischer Musik aneignete.

Dass ein junger Bursche aus so ärmlichen Verhältnissen sich so ernsthaft mit der Musik unserer Zeit und ihren Problemen befasst, ist eine Sensation. Man kann ihm dafür sehr dankbar sein. Nicht nur hat er für Tausende und Abertausende den Begriff der heutigen Musik überhaupt zum erstenmal aufgestellt, er hat sie auch gezwungen, diese Musik anzuhören und zu beachten. Im Tessin zum Beispiel wissen heute die einfachsten Menschen, dass es einen Strawinsky, Schönberg, Webern, Milhaud, Hindemith, Honegger gibt, und dass diese Meister, mit den andern im Wettspiel erwähnten, hoch einzuschätzen sind. (Wenn schon mit dem blossen Wissen um sie und ihre Werke fünf Millionen zu gewinnen sind, muss doch «etwas» an ihnen sein, nicht?)

Was immer wieder erstaunt, ist die Faszination, die «Lascia o raddoppia?» auf die Menschen ausübt. Der Donnerstagabend ist eine Art Festabend geworden. Jung und alt trifft sich vor dem Apparat, ein ganzer Ort, die Quartiere einer Stadt, finden sich gemeinsam in der Osteria, dem Tanzlokal, der Hotelhalle ein, um das aufregende Abenteuer mitzuerleben. Ist's nur die Sensationslust, wie bei irgend einer Wette, die Begierde, dabei zu sein, wo's hitzig zugeht? Sicher mehr: ein neuerwachtes Gefühl für das Zusammensein, für häusliche Geborgenheit, ob unter Bekannten, in der Familie oder auch mit Fremden, vereint die Menschen vor dem Lichtschirm. Und mehr noch: was da geboten wird, ist vorgelebtes Märchen. Das uralte Thema der vom Helden zu lösenden Fragen, um seiner alles Glück in sich fassenden Belohnung nach dem Gelingen, ist hier in moderner Form abgewandelt und bewegt die Gemüter, durch das Wunder der Erlösung, wie das Märchen eh und je es vermochte. *A. V.*

Anteil der Frauen am kunstgewerblichen Schaffen

Anlässlich der Verkaufsausstellung, welche die «Pro Rätia» in den «Kaufleuten» in Zürich durchführte, zeigte sich der bedeutende Anteil fraulichen Schaffens an der gezeigten bündnerischen Handwerkskunst. So sind wir den in ihrer Qualität, wie in den Farben und Mustern sehr schönen Stücken der Handwebereien von Flims, Trin-Digg, Chur, Thusis, Andeer, sowie jener aus dem Engadin (Zernez und Schlarigna) und aus dem Misox und Puschlav begegnet. An einem Webstuhl arbeitete emsig eine Engadinerin. Wir haben die entzückenden Wiesener Woll-Spieltiere bewundert und die originellen Puppen, die dort hergestellt werden, betrachtet. Wann und wo wir durch den Ankauf solcher Erzeugnisse bündnerisches kunstgewerbliches Schaffen unterstützen können, wollen wir es gerne tun; denn wieder haben wir gehört, dass sehr oft in ausgesprochen bäuerlichen Gegenden der durch die Heimarbeiterinnen für Weben, Nähen und Sticken bezogene Lohn das einzige Bargeld darstellt, das in den Haushalt hereinkommt. *w.*

83 Schwestern wurden diplomiert

Es wird heute so häufig über mangelnden Nachwuchs im Schwesternberuf geklagt; umso erfreulicher ist es daher, dass dieser Tage in der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich 83 junge Schwestern — 49 Krankenschwestern und 34 Wochen-, Säuglings- und Kinderschwestern — ihr Diplom in Empfang nehmen konnten, denn seit elf Jahren wurde dort eine solch hohe Zahl nicht mehr erreicht. Mit diesem neuen Zuwachs hat die Schweizerische Pflegerinnenschule nun insgesamt 2380 Schwestern ausgebildet, die zum grössten Teil noch heute voll in der Arbeit stehen, in Spitälern, Heimen und Krippen, in Gemeinden, der Fürsorge und der Privatpflege.

Eine schöne Abschiedsfeier — von musikalischen Darbietungen des Streichquartetts Lotte Kraft und vom Gesang der Schwestern umrahmt — wurde den Diplomandinnen zuteil, die nun die erste Etappe ihres Berufes hinter sich haben. Spitalpfarrer Schellenberg liess sie in seiner Ansprache wissen, wie sehr sich alle, die Eltern, die Angehörigen und die Schule, in dieser Stunde mit ihnen freuten, und er blickte noch einmal kurz auf die vergangenen drei Lernjahre zurück, die die angehenden Schwestern trotz vieler Schwierigkeiten und Mühe tapfer durchgestanden haben. Er sagte, wie sehr gerade dieser Beruf Mittelpunkt des Lebens sei, und der Sinn des Lebens liege nicht im Besitz und Genuss vergänglicher Güter, nicht in der Fülle des Wissens und der Schärfe des Verstandes, sondern im Gefühl der Verantwortung und der Pflicht den Mitmenschen gegenüber.

Vor der Uebergabe der Diplome wandte sich auch die Oberin Dr. Kunz noch einmal an die Diplomandinnen, die Wissen erworben und die Kräfte geübt haben und nun bereit sind, sich selbständig und in freier Entscheidung dem Krankendienst, der Fürsorge und der Familie zu widmen. Es gehe darum, führte sie aus, nicht nur nützliche Arbeit zu tun und die tägliche Pflicht zu erfüllen, sondern darüber hinaus sei es notwendig, sich als Mensch mit den Mitmenschen verbunden zu fühlen und ihnen mit einer Mütterlichkeit zu begegnen, die das von den Patienten in die Schwestern gesetzte Vertrauen rechtfertige. Die Oberin empfahl den jungen Schwestern vor allem, die menschliche Gemeinschaft zu pflegen und zu stärken; sei es nun die Gemeinschaft der Schwestern untereinander, die Arbeitsgemeinschaft im Spital oder die Gemeinschaft in der Familie, denn was einem eine solche Gemeinschaft zu geben vermöge, könne auch die beste berufliche Tüchtigkeit nicht wettmachen. *ilo*

Alte Polstermöbel im neuen Kleid

Alte Formen mit modernen Farbtönen zu kombinieren ist eine reizvolle Synthese zwischen antik und modern, das dem Wohnberater von heute besonders am Herzen liegt. Es ist ein gekonntes Hobby all jener, die Fantasie und Wärme nicht aus ihrer wohnlichen Umgebung fortdenken können, die nicht nur in der Gegenwart zu leben verstehen, sondern durch Kultur und Familientradition eine rege Beziehung zu Vergangenem haben und dies auch in ihrem Interieur nicht missen möchten.

Da steht ein altes Louis-Philipp-Möbel oder gar ein Sofa des späten vorigen Jahrhunderts im Estrich und fristet abseits von breiten Couchen und modernen Sitzmöbeln im Wohnraum ein vergessenes Dasein. Ein Gang auf den Estrich und das entdeckerfreudige Auge einer jungen Frau fällt auf das im Schatten der Vergangenheit träumende Stück und schon beginnt der Anfang eines Lebens im 20. Jahrhundert. Das vergessene Sofa, auf dem vielleicht schon die Urgrossmutter mit ihrem zukünftigen Ehelieben die ersten schüchternen Zärtlichkeiten der damaligen galanten Zeit, in der schon das blosse Hervorgucken eines Frauenknöchels Männerherzen höher schlagen liess, austauschte, kommt in seinen alten Tagen zu neuen Ehren. Je nach Begabung und Zeit nimmt das Möbel den Weg in die häusliche Bastelecke; vielleicht ist es die Garage oder die Waschküche oder aber man bringt es zu einem jener leider heute so selten gewordenen Handwerker, die so alte Stücke besonders liebevoll zu betreuen verstehen. In einem neuen Kleid und einem entsprechenden Aufbau seiner ramponierten Sitzfedern werden ihn auch unsere besten Freunde nicht mehr erkennen. «Unser Boutique-Fauteuil», so hat eine findige Bekannte ihren auf solche Art und Weise neu erstandenen Sessel aus Grossmutters Zeiten getauft. Er ist es, der ihrem eher in ruhigen Farben gehaltenen, sehr modernen Interieur sozusagen den letzten Pfiff gibt. Und der Clou für ihre beiden Setterhunde ist, dass sie sich ohne weiteres darauf niederlassen dürfen. Das neue Kleid ist nämlich ein auf Jersey appliziertes Stamoidleder, weich, geschmeidig und leicht grainiert. Der porzellanblaue Stuhl wirkt neben Naturfarben und roten Tönen wie eine gut gepolsterte Dame aus früheren Jahrhunderten. Der Stuhl hat einen Ehrenplatz in ihrem Heim gefunden, sei es am alten Schreibtisch oder am Kamin und ist der erklärte Lieblingsplatz der Gäste wie auch der Familienmitglieder. *Anita*

Früher kaufen freudiger schenken!

Der Zürcher Detaillisten-Verband, der seine diesjährige Aktion «Früher kaufen, freudiger schenken» bis ins Kleinste vorbereitet hatte, hat unter dem Eindruck der niederschmetternden Ereignisse mit dem Start derselben zugewartet. Nun wird diese aber vom 15. November bis zum 7. Dezember doch durchgeführt. Die bisherigen Bemühungen wären umsonst gewesen, wenn darauf verzichtet würde. Wieder wird es, auch in der von so viel Schwerem überschatteten Zeit, zum Ladensturm kurz vor Weihnachten kommen. Todmüde Verkäuferinnen, Packer, Ausläufer, Postbeamte und Briefträger könnten davon erzählen.

Unterstützen wir diese Aktion, so gut wir können! Wir selbst brauchen Besinnung und Ruhe. Wir können alle viel dazu beitragen, dass nicht Hetze und nervenaufreibendes «Gestürm» in den Läden vorherrschen. Schon eingedenk dessen, was uns alle bedrückt und beschäftigt, werden wir, so gut uns dies nur möglich sein wird, die Weihnachtseinkäufe beizeiten besorgen, wie auch die Pakete rechtzeitig aufgeben. Im übrigen werden wir sehr darauf bedacht sein, dass Weihnachten zu jenem Fest der inneren Erhebung und Stärkung werden darf, als welches wir es alle dringend brauchen.

Jugenderinnerungen sind Bausteine des Lebens

Man möchte allen Müttern anraten, die Jugenderinnerungen grosser Menschen zu lesen und zu beherzigen. Wie oft hört man den Ausruf: «Ach, es ist ja noch ein Kind, das wird es später nicht mehr wissen, das wird ihm keinen bleibenden Eindruck hinterlassen!»

Ist es nicht bezeichnend, welches Gewicht die Kinderpsychologie in jüngster Zeit schon der Umwelt und deren Einflüsse auf den Säugling beimisst! Wie bestimmend muss da erst sein, was der heranwachsende Mensch im vorschulpflichtigen und nachher im Schulalter in sich aufnimmt. Leider hat sich vielfach die Gliederung in den Familienverhältnissen in ungünstiger Weise verschoben. Früher erlaubten es die Wohnverhältnisse, dass die Grosseltern die Enkel in den Ferien für kürzere oder längere Zeit bei sich aufnahmen oder dann öfters zu Besuch kommen konnten in die Familie des Sohnes oder der Tochter. Fehlte es den Eltern an Musse, sich mit den Kindern abzugeben, mit ihnen zu basteln, ihnen alle die Wunder der Natur zu erklären, so fand der Grossvater immer Zeit. Heutzutage ist das anders geworden. Die Alten finden sich kaum mehr zurecht in der Hast des modernen Lebens und sind deshalb häufig froh, bald wieder in ihre ruhigen vier Wände zurückzukehren. Es gibt sich niemand Rechenschaft über diese Verengung des Erlebniskreises eines Kindes, und deshalb wäre es gut, sich wieder einmal eine Stelle aus Goethes «Dichtung und Wahrheit» ins Gedächtnis zu rufen. Gerade jetzt, wenn wir im Garten die Blumenzwiebeln und Knollen für den Frühlingflor setzen, sagen uns diese Worte doppelt viel und sollten auch manche Mutter veranlassen, die Kinder an ihrem Gartenleben teilhaben zu lassen. Goethe schildert, wie sehr ihn der Garten seines Grossvaters mütterlicherseits anzog: «Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war, die Gänge meistens mit Rebgelände eingefasst, ein Teil des Raumes den Küchengewächsen, ein anderer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reicher Abwechslung die Rabatten sowie die Beete schmückten.

In diesem friedlichen Reviere fand man jeden Abend den Grossvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indes ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Das Sortieren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandten Gewächsen sowie die Sorge für die Aufbewahrung derselben überliess er niemand, und noch erinnere ich mich gern, wie er emsig sich mit dem Okulieren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte.»

Diese Kindheitserlebnisse waren Goethe nicht zu gering, um sie aufzuzeichnen. Kinder von heutzutage freuen sich nicht weniger, das Wachsen und Blühen im Garten draussen oder im kleinen Zimmergarten zu beobachten.

---

lag H. R. Sauerländer, Aarau). Erzählungen bekannter Autorinnen sind darin enthalten. Maria Nils berichtet über das Schweizerische Frauensekretariat und seine Leiterinnen. Dr. Denise Berthoud, Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, hat einen ausgezeichneten Aufsatz «Harmonische Gemeinschaft», Dr. E. Naegeli einen solchen über «Sicherheit und Versicherungen» beigesteuert. Weitere Arbeiten lesen wir von E. Vischer-Alioth, Dr. Agnes Debrit-Vogel, M. Steiger-Lenggenhager und Dr. Magrit Schindler-Ott. Lange und nachdenklich, gleichzeitig ergriffen und aufgerufen, verweilen wir beim bekenntnisreichen, gedankentiefen «Kleinen Rückblick», den Elisabeth Thommen über ihr berufliches Wirken im Dienste der Frauen gibt. Auch des Kalenders künstlerischer Teil mit Gedichten, Bildreproduktionen und Illustrationen ist wohlgelungen. Wir wünschen dem sich als Geschenk vortrefflich eignenden Schweizerischen Frauenkalender jenen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch und in der Lese-Ecke der Frauen, der ihm gebührt.

Der Schweizer Rotkreuz-Kalender — wir sind hocherfreut darüber! — hat ein neues Gewand bekommen. Die internationale Armbinde des Verstehens, Helfens und Rettens, das rote Kreuz auf weissem Grund, wird fortan dieses Kalenders Umschlag schmücken. Sorgfältig redigiert, bietet uns der letztere inhaltlich ausserordentlich viel. Ohne näher auf die Beiträge eingehen zu können, möchten wir nebst dem, dass wir sie restlos auf hohem Niveau finden, auch die eingeschobenen Kunstblätter bester Reproduktion, die sehr guten Illustrationen, handle es sich nun um photographische Aufnahmen oder Zeichnungen, erwähnen. (Red. Marguerite Reinhard. Verlag Hallwag AG, Bern).

Das Jahrbuch «Mutter und Kind», an welchem bekannte Aerzte und Aerztinnen, Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Erzieher, Künstler mitarbeiten, das — redigiert von Helene Wyss — im Loephtien-Verlag, Meiringen, nun bereits in seinem 26. Jahrgang erscheint — wollen wir uns um seiner Vielfalt und Gediegenheit des Gebotenen auch wieder bestens merken.

Im Verlag Reinhardt in Basel (Red. Dr. Ad. Maurer) erscheint der Zwingli-Kalender nun bereits im 39. Jahrgang und erfreut uns durch gepflegte graphische Gestaltung. Wir lesen darin «Bischof. Myriel» von Victor Hugo, eine packende Erzählung, dann Beiträge wie «Die Kraft der Begegnung», von Eduard Thurneysen, die ergreifende Schilderung «Auch ich war ein Verdingskind», das Lebensbild «Katharina Luchsingers», das Andreas Gantenbein beiträgt, von Walter Lüthi «Christus und die Maschine». Ein Kalender, der aufrichtend und trostbringend ein Weihnachtspaket für alte und einsame Menschen bereichern wird.

Der Schweizerische Familien-Kalender, Verlag «Volksstimme», St. Gallen, enthält Beiträge namhafter Schweizer Autoren. Wir erwähnen «Das Erbsengespenst», von Ernst Schibli, «Der Wäschekorb» von Peter Kilian, «Die Plüschkarosse» von Erika Jemelin u. a., diese neben einem ausführlichen, gut übersichtlichen Kalendarium.

Gerne erwähnen wir den von Jahr zu Jahr künstlerisch wertvoller gestalteten Schweizer Wander-Kalender 1957, dessen Verkaufs-Reinerlös dem Unterhalt der schweizerischen Jugendherbergen dient. Bild und Text stehen im Dienste des Wanderns durch die Heimat. Acht mehrfarbige Bilder, die als Postkarten verwendet werden können, unsere Alpenpässe wiedergebend, sind zwischen Text und die schwarz-weissen Tiefdruckbilder gefügt. Zeichen- und Photo-Wettbewerb! Bei Buchhandlungen und durch den Schweiz. Bund für Jugendherbergen, Seefeldstrasse 8, Zürich 8, zu beziehen.

Wir nehmen auch den besonders festlich gestalteten Pestalozzi-Kalender 1957, als Schüler- und Schülerinnen-Kalender erscheinend, der das 50. Jubiläum seines Bestehens feiert, in diese Besprechung hinein, obwohl er mehr als ein Kalender, ein kalenderhandliches Buch, ein Nachschlagewerk im Taschenformat für die Schweizer Jugend, ist. Interessant, belehrend, anregend, dazu neben den künstlerisch hervorragend wiedergegebenen Farbdrucktafeln, den vielen übrigen Illustrationen zu den wertvollen Texten aller Art in einer neuen, überaus ansprechenden Druckschrift «Times» gesetzt, ein neues Plus des für Mädchen und Knaben recht eigentlich zum «Jahres-Rüstzeug» gehörenden, so beliebten Kalenders mit dem Schatzkästlein, das — seinem Namen Ehre tragend — dazugehört.

Berner Frauen werden der «Emmenthaler Brattig», dem in seinem 32. Jahrgang erscheinenden Alphorn-Kalender (Verlag Emmenthaler Blatt AG., Langnau), ihre Sympathie beweisen, der reich mit Erzählungen, Aufsätzen und Bildreproduktionen dotiert ist. Wir merken uns die Erzählung «Die Getreue», von Luise Wolfer und lesen gerne den berndeutschen Beitrag «Uf em Chällerläubli», von Walter Hofer, «Unser Hund», von Felix Moeschlin u. a.

Im Verlag Hallwag, Bern, erscheinen die bekannten Kalender für Taubstummenhilfe mit interessanten Beiträgen aus dem Heil- und Hilfswirken für die Gehörgeschwächten («Die Aufgaben der Mutter ihrem taubstummen Kleinkind gegenüber»), von Edith Hubacher, «Zürichs erster Taubstummenlehrer», von Maria Nils u.a.) und der Schweizerische Blindenfreund-Kalender mit interessanten Berichten über die Blindenfürsorge und u. a. einer Erzählung «Der Frühling des Meinrad Fröhlich», von Ernst Nägeli und einer hübschen Betrachtung «Der Weihnachtsbaum», von Ida Frohnmeyer.

Vergessen wir aber auch nicht das hübsche Wandkalenderchen der Freundinnen junger Mädchen, das sich so gut als liebevolle kleine Beigabe zum Weihnachtsgeschenk eignet. Für 1957 ist das graphisch wohlgestaltete Werklein den Frauenberufen gewidmet, mit je einem Bild und entsprechend hinweisendem Text, mit einem Wort des Zuspruchs. Wir wünschen dem mit Sorgfalt geschaffenen kleinen Kalender, der einzeln oder (mit Rabatt) in grösserer Anzahl bei Frl. Alice Ekkenstein, Dufourstrasse 42, Basel, bezogen werden kann, weite Verbreitung. Und nun noch die Taschenkalender! Allen voran der handliche, praktische, für die berufstätige Frau wohl geeignetste Schweizerische Taschenkalender aus dem Verlag Büchler, Bern, der von dort und durch die Buchhandlungen bezogen werden kann. Ein schwarzer Plastikumschlag mit Fächern für Abonnemente, Ausweiskarten etc. dient dem Kalender als geradezu elegantes Kleid, und gerne werden wir den Kalender auch im kommenden Jahre wieder als unerlässliches Requisit in unserer Handtasche mittragen. (Auch wieder im Kleinformat erhältlich.) — Als handlich und für Samariterinnen von grösstem Nutzen erweist sich der Schweizerische Samariter-Taschenkalender, den der Schweizerische Samariterbund (Olten, Martin-Disteli-Strasse 27) herausgibt. Im Verlag H. R. Sauerländer erscheint der sehr geschickt zusammengestellte, angenehm kleinformatige Schweizerische Turnerinnenkalender, vom Schweizerischen Frauenturnverband herausgegeben, bereits in seinem 20. Jahrgang.

Alarm-Ruf an die Schweizer Wirtschaft

Der Import billiger Konsumgüter aus Japan steht unmittelbar bevor. Man wird sie zu niedrigsten Preisen auf den Schweizer Markt werfen.

Sofortige Gegenmassnahmen sind nötig, wenn eine grosse Gefahr für unsere Wirtschaft abgewendet werden soll. Die Auswirkungen wären für alle Stufen unserer Wirtschaft (Fabrikanten, Grossisten, Detaillisten) katastrophal: Warenangebote zu etwa einem Drittel des normalen Preises, bei bedeutend besseren Qualitäten als in der Vorkriegszeit aus Japan bekannt.

Die angekündigten Importe aus Japan sind wahrscheinlich auf die kommende Ausverkaufs-Saison zu erwarten. Es ist also höchste Zeit — für die Wirtschaftsverbände wie für den einzelnen Kaufmann — sofort die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Man kann auch etwas erreichen, wenn endlich jeder Schweizer Lohnempfänger und jede Hausfrau darüber aufgeklärt werden, dass sie falsch handeln und ihre eigene Existenz untergraben, wenn sie billig einkaufen. Solche Aufklärungs-Werbungen sind in grossem Stil bei uns noch nie versucht worden, obwohl dazu seit Jahren schon aufgefordert wurde. Es ist aber bekannt, dass einzelne Geschäftsleute in diesem Sinne auf ihre Kundschaft einwirken — übrigens durchaus mit Erfolg.

Das Novemberheft des «Organisator» (Franklinstrasse 33, Zürich 50) enthält für alle, die sich dafür interessieren, einen ausführlichen Bericht, der — mit Waren- und Preisbeispielen — das Problem nach allen Seiten untersucht und konkrete Vorschläge für Gegenmassnahmen macht.

Haarpflege — neuartig und wirkungsvoll

Haben wir Frauen denn heute noch Zeit, uns so, wie unsere Mütter dies taten, in Ruhe zu kämmen, indem wir gleichzeitig den neuen Tag überdenken, ja, sogar ein wenig träumen? — Wir sind beim Coiffeur verabredet. Meistens sind wir ein wenig verspätet. Der Coiffeur, der nicht gerne wartet, was wir verstehen, ist nervös. Wir sind nervös. Wir betreten den Salon, die Gerüche, die Geräusche umgeben uns, und dann lassen wir uns bedienen, wir lassen uns frisieren.

Etwas anderes ist es, wenn wir uns mit dem Zürcher Haarspezialisten Gody Breitenmoser, der in der Enge 1953 seinen Haarpflegesalon neu ausbaute und seit damals mit seinen erprobten Mitteln auf Grund grosser Erfahrung arbeitet, ein Rendezvous gegeben haben. Ist es denn nicht fast so, als ob wir ein Sanatorium betreten würden? Es «riecht» nicht. Es läutet wohl immer wieder das Telephon; denn dieser Haar-Heilkundige ist bereits zu einem Begriff geworden, und viele an erkrankten Haaren Leidende, Frauen und Männer, suchen ihn auf, aber, sobald einmal die erste Untersuchung, sobald die Behandlung eingesetzt hat, herrscht eine geradezu wohltuende Stille im angenehm grünlich getünchten Salon mit den eleganten Kabinen, die frei von den Monturen der Trocknungshauben sind, indem die letztern auf raffinierte Weise oben an der Wand befestigt sind und bei Gebrauch lautlos heruntergezogen werden. Es herrscht Stille auch deswegen, weil Herr Breitenmoser mit Lupe und Mikroskop, mit verstärktem Licht und unter grösster Konzentration unsere Haare untersucht, den Haarboden prüft, die «Geographie der Kapillaren», um so zu sagen, in des Wortes wahrstem Sinne unter die Lupe nimmt.

Er wird uns zum Beispiel eine kürzlich durchstandene Krankheit, auch dies wieder absolut wörtlich zu verstehen, auf den Kopf zusagen. Er wird uns dartun, ob unser Haar deswegen glanzlos und erstorben ist, weil innere Erregungen, seelische Depressionen uns heimsuchten, Kummer und Sorgen uns belagerten, oder aber, weil wir achtlos und unbedacht unsere Haare, die ein Schmuck sein sollten und könnten, der sehr schädlichen Beeinflussung durch auslaugende, ätzende Chemikalien ausgesetzt haben. Er wird uns sagen, dass unser Haar hungert, und er wird in seine auf wissenschaftlicher Grundlage basierende Behandlung die Verabreichung eines «Futtermittels», wie sich der gemütvolle, gescheite und originelle Toggenburger ausdrückt, einbeziehen. Gody Breitenmoser ist nämlich der wohl meistprämiierte «Figaro» in unserem Land, und die Trophäen, die er von Schau- und Wettfrisieren aus den Hauptstädten der Welt mit nach Hause trug, zählen weit über ein gutes Dutzend. Er könnte also, wie er uns dies auch sagt, in der Tat seinen Beruf in ganz anderer Weise und völlig auf die Frisuren spezialisiert ausüben. Aber — umgekehrt! «Von den Frisuren reden wir nicht», sagt er kurz, «die Hauptsache ist das Haar selbst. Zuerst muss es sich erholen. Es muss gesund werden.» Schon gar Dauerwellen würden uns in seinem Haarpflegesalon in leidendes Haar hinein nicht gemacht. Da bleibt Gody Breitenmoser konsequent. Da gibt es kein Diskutieren.

Der immer wieder neu suchende und forschende Haarkundige, der eine ganze Reihe auf natürlicher Basis hergestellter Mittel, die nur bei ihm erhältlich sind, in seinem eigenen Laboratorium «herausgetüftelt» hat, ist von seiner Mission in einer sehr ansprechenden Weise erfüllt. Er flösst uns Vertrauen ein. Wir befolgen seine Ratschläge. Wir begeben uns zu ihm in die Behandlung. Wir werden es keineswegs bereuen müssen, erfahren wir doch deren Wohltat und Wirkung einmal an uns selbst und können wir erst noch aus den ihm aus aller Welt zugegangenen Dankesschreiben ersehen, dass dank seiner Mittel und seiner Behandlung entzündete Kopfhaut und Ekzeme geheilt werden, Schuppenbildung zurückgeht, fettiges schweissiges Haar wieder glanzvoll wird, nervig, gesund und voller Spannkraft, so dass auch die Frisur in natürlicher Weise sich wie von selbst ergibt. Und noch etwas: Ein Ton besten Einvernehmens und schönsten Zusammenarbeitens mit dem besonders geschulten Personal sagt uns schon deswegen zu, weil dies die wohltuende Atmosphäre im Salon noch erhöht.

Wenn wir nämlich Gody Breitenmosers Ratschläge befolgen, seine Mittel angewandt haben und nach der «Séance» der Behandlung den Haarpflegesalon verlassen, spüren wir, dass unsere Haare aus der Kopfhaut heraus, von der Wurzel her, wieder richtig atmen und leben und neu geworden sind. Ein Blick in den Spiegel beweist uns, dass die zu uns passende individuelle Frisur, die wirklich schöne Frisur, nur dank der tiefgreifenden Haarpflege möglich war, so wie Gody Breitenmoser sie auf Grund seiner Erfahrung und Praxis intuitiv anzuwenden pflegt. *Beatrice*

Frauen in ihren Berufen

Gedanken zur Aufgabe der Fürsorgerin in der heutigen Zeit

Dass wir heute in einer «besonderen» Zeit leben, ist uns allen schon dann und wann zum Bewusstsein gekommen, mögen wir unsern Platz nun als Hausfrau, als berufstätige Frau irgendwo ausfüllen oder gar in sozialer Arbeit stehen. Aber es sind vielleicht seltene Augenblicke der stillen Betrachtung, etwa sonntags oder in den Ferien, wenn wir von den vielerlei Anforderungen des Alltages ein wenig entrückt sind. Meistens stehen wir mitten im Trubel, im Gehetze, sorgfältig darauf bedacht, unser «Pensum» gewissenhaft einzuhalten. Die äusseren Umstände zwingen uns ja dazu, auf die unzähligen Anliegen, die an uns herantreten, einzugehen. Es sei hier nun einmal ausschliesslich von der Arbeit in der offenen Fürsorge die Rede. Wir kennen sie: sie setzt sich zusammen aus zahllosen kleinen und grossen Aufgaben, und sie erfordert eine nie erlahmende Geduld und Liebe, verbunden mit einem unerschütterlichen Glauben an den Sinn unseres Tuns. So bewältigt jede Fürsorgerin ein vollgerütteltes Mass an Arbeit, meist in aller Stille und mit einer Hingabe, die beispielhaft ist.

Die Schreiberin beabsichtigt nicht, an Hand einer Statistik darzulegen, in welchem Grade und in welcher Schnelligkeit die Zahl der Fürsorger einerseits und der Befürsorgten andererseits wächst oder sinkt. Darum geht es hier nicht. Aber eine Frage sei hier einmal ernstlich aufgeworfen: «Was erreichen wir eigentlich in jahrelangem Einsatz?»

Die moderne Fürsorge ist zum Glück nicht mehr eine «Schema-F-Arbeit», sie darf, ja, sie soll und muss heutzutage ganz individuell gestaltet werden. Neue Wege sind im Laufe der Jahre beschritten worden, dank deren jedem jungen Menschen, arm oder reich, eine berufliche Ausbildung ermöglicht werden kann, sofern die Eignung dazu vorhanden ist. Erholungsaufenthalte bedürftiger Kinder und Mütter werden mit Hilfe privater Institutionen finanziert. Noch vieles wäre aufzuzählen, was heute im Gegensatz zu früher möglich geworden ist, weil Staat und private Institutionen die Aufgabe an den Bedrängten, Kranken oder sonst durch ein schweres Schicksal in Not Geratenen erkannt haben.

Fürsorge-Einrichtungen werden ausgebaut: Es entstehen neue Krippen und Tagesheime, weil die Nachfrage darnach wächst; Fabriken richten eigene Fürsorgestellen ein. Privatfonds stehen zur Verfügung. Daneben steht unser Wirtschaftsleben in voller Blüte. Wir haben kaum mehr einen Arbeitslosen, jede irgendwie brauchbare Kraft wird angefordert.

Und gleichwohl vermehrte Fürsorge?? Einmal deshalb, weil die Mütter in vermehrtem Masse berufstätig sind und in ihrer Abwesenheit oft die Kinder versorgt haben müssen. Noch viele andere Gründe wie Krankheit, Ueberlastung der Mutter in kinderreichen Familien, Erziehungsschwierigkeiten u. s. f. machen eine Fürsorge notwendig. Ein Heer von Fürsorgern und Fürsorgerinnen hat unsere Schweiz hervorgebracht, sie tauchen da auf, wo Menschen nicht mehr allein zurechtkommen. Es wird betreut, vermittelt, geholfen, auch mit Geldmitteln geholfen, sogar mit sehr vielen. Da ist einerseits ein regelmässiges Einkommen in der normalen Schweizer Familie und andererseits ein Versagen auf der ganzen Linie, verschuldet oder unverschuldet.

Wir sprechen nicht von den unverschuldet in Not geratenen Familien. Wir wissen, dass sie vorkommen, und wie gut ist es, da oft wirklich helfend eingreifen zu dürfen. Aber begegnen wir nicht mehr und mehr der anderen Situation: Das Einkommen reicht nicht aus, weil über die Verhältnisse gelebt wird, freiwillig oder notgedrungen? Notgedrungen da, wo eine zu teure Wohnung mangels anderer Gelegenheit gemietet werden musste; freiwillig, weil man sich auf Abzahlungsgeschäfte eingelassen hat und nun auf Jahre hinaus hohe Raten vom monatlichen Gehalt abgehen. Die Folgen sind oft Schwierigkeiten in der Ehe, weil die Betroffenen weder sparen noch einteilen können und dadurch immer mehr ins Elend kommen, oder weil die Mutter nun mitverdienen muss und gezwungen ist, täglich einige Stunden ausserhalb des Hauses zuzubringen. So lange sind die Kinder sich selber überlassen, bestenfalls in Krippe oder Tagesheim untergebracht. Diese wenigen Beispiele genügen, um auch nur anzudeuten, wohin das «Ueber-die-Verhältnisse-Leben» führt.

Das «Versagen» darf hier nicht überwertet werden. Wer versagt nicht? Das Versagen gehört in gewissem Sinne in das Leben jedes Menschen. Aber geht es hier nicht auch noch um etwas anderes, um etwas, das mit «Begriff» oder «Massstab» zu tun hat? Warum sind uns die Begriffe verloren gegangen von dem, was es heisst «im Rahmen seiner Verhältnisse leben»? In welcher Phase des Lebens bleiben wir dem heranwachsenden Menschen etwas ganz Entscheidendes schuldig, so dass er heute nicht mehr darnach frägt, was wirkliche Verantwortung sich und seiner Umwelt gegenüber bedeutet? Auch da liessen sich viele Möglichkeiten andeuten, und in diesem Zusammenhange muss auch auf die vielen Versuchungen hingewiesen werden. Das oft gewissenlose Vorgehen der «Vertreter», die es darauf anlegen, die Leute zu einem Kaufvertrag zu bringen und dabei alle möglichen Tricks anwenden, hat schon manche harmlose Hausfrau zu einer unverantwortlichen Handlung verführt. Auch tragen viele Hauseigentümer durch ihr asoziales Verhalten gegenüber Familien mit Kindern dazu bei. Es gäbe da manches Beispiel, eines sei hier erwähnt: ein Fräulein steht vor ihrer Hochzeit und erhält von einem Hausmeister, bei dem es sich um eine Wohnung bewirbt, die Auskunft, die betreffende Wohnung bekomme sie, vorausgesetzt, dass der Arzt ihr schriftlich bestätige, dass sie keine Kinder bekomme.

Noch einmal sei uns die Aufgabe der Fürsorgerin vor Augen gestellt. Sie hat unentwegt gegen Missstände finanzieller oder geistiger Art — meistens beides — zu kämpfen. Das bedeutet «Fürsorge». Jede Fürsorge erfüllt aber nur dann allein ihren Zweck, wenn sie sich wieder «überflüssig» macht. Da und dort darf solches zustande kommen, gewiss. Aber wie oft erleben wir es heute noch? Spüren wir nicht alle, die wir täglich mit unseren Schutzbefohlenen zu tun haben, dass uns eine Mentalität entgegentritt, der die Fürsorgerin nicht mehr gewachsen ist? Oder haben wir den Massstab verloren und uns den heutigen Verhältnissen schon ganz angepasst und helfen, helfen, sehr oft auch mit Geldmitteln? Sind wir am Ende immer und immer wieder versucht, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, unsere Schutzbefohlenen zufriedenzustellen, auch dort, wo wir uns eingestehen müssten, dass sich ihre Ansprüche nicht mehr in normalen Grenzen bewegen? Merken wir, dass ein Wettrennen eingesetzt hat, das aber niemand gewinnen wird. Wir sehen nur das Anwachsen der Ansprüche und damit auch die vermehrten Anstrengungen von seiten der «Verantwortlichen».

Wie kann und soll dieser ungesunden und beängstigenden Entwicklung begegnet werden? Sind wir, die wir als Fürsorger oder als Fürsorgerin auf unserem Posten stehen, überhaupt in der Lage, Einhalt zu gebieten? Sind wir denn nicht an unsere Aufgabe gerufen, die wir nun eben nach gewissen Richtlinien zu erfüllen haben? Oder zwingen uns die Verhältnisse zu Kompromissen, die uns oft belasten und uns die innere Freudigkeit zu unserer Arbeit rauben?

Es ist sicher schon manches versucht worden, das darf nicht übersehen oder unterschätzt werden. Gewiss sind auch da und dort schon gewisse Auswirkungen davon in der Praxis zu sehen. Aber es scheint noch nicht genügend gekämpft zu werden gegen den Zeitgeist, der mit der Zeit jede fürsorgliche Bemühung illusorisch macht.

Wo soll nun eigentlich in die Speiche des sich immer schneller drehenden Rades getreten werden? Der «Fortschritt» ist uns allen längst über den Kopf gewachsen — gleichwohl: Müssen wir uns denn nicht ganz einfach mit allen Mitteln wehren, wenn die Fürsorgearbeit einen Sinn behalten soll?

Neben allen Bestrebungen um Ausbau der verschiedenen sozialen Zweige (es werden genug Tagungen deshalb abgehalten und immer wieder neue Vereine gegründet) müsste in gleichem Masse darüber beraten werden, wo gegen die wachsenden Ansprüche, Versuchungen wirksam einzugreifen sei und wie das Verantwortungsbewusstsein neu geweckt und gestärkt werden kann. — Sehen wir denn glücklichere Menschen, indem ihre Ansprüche, ihre Wünsche in Erfüllung gehen?

Es ist nicht damit getan, dass wir nun einfach denken, die Entwicklung sei nicht aufzuhalten. Wenn wir mit Leib und Seele bei unserem Berufe sind, dann können wir über diesen Fragen nicht mehr ruhig werden, sondern müssen eine Lösung finden, die den Möbelhändlern und sonstigen Abzahlungsgeschäften, dem Bauen von Luxuswohnungen etc. eine Grenze setzt.

Wachsamkeit und vermehrte Kritik sind am Platze, auch wenn dadurch die eigene Beliebtheit bei unseren Schutzbefohlenen eingebüsst werden müsste. Das nimmt man nicht leicht auf sich, der Fürsorger ist nun einmal in gewissem Sinne dem «Befürsorgten» ausgeliefert, oft mehr als wir wahrhaben wollen. Er ist auch insofern abhängig von ihm, als er allein auf der Basis des gegenseitigen Vertrauens etwas mit ihm erreichen wird. Insofern ist der Fürsorger gewissermassen dazu gezwungen, «mit dem Strome zu schwimmen». Aber andere Kreise, dort wo über Gesetze beraten und bestimmt wird, dort müsste es gehört werden, dass ein völliger Leerlauf im Fürsorgewesen unweigerlich eintreten wird, wenn man nicht bald vernünftige Massstäbe findet und umkehrt von dem Wege, der immer weiter in die Verwirrung führt und den Menschen immer unglücklicher, immer begehrlicher und richtungsloser werden lässt.

Wenn jene Kreise mithelfen wollten, unsere unsinnige Entwicklung in gemässigtere Bahnen zu bringen, könnte auch die Arbeit unserer Fürsorger wieder fruchtbarer und segensreicher werden. Helfen wir darum alle im Zusammenstehen dazu Sorge tragen, dass der wahre Sinn der Fürsorge nicht verloren geht, und wir alle unsere Kräfte auch in Zukunft gerne in den Dienst der sozialen Arbeit stellen. *H. R.*

Einige Gedanken über die Verhütung der Zahnfäulnis mittels Fluor

Landauf, landab erwartet man sehnsüchtig die behördliche Verfügung, es sei dem Kochsalz, dem Wasser oder der Milch zum Schutze der Zähne Fluor zuzusetzen. Genügt nun aber das Fuor allein, um unserer «galoppierenden Zahnschwindsucht» wirksam entgegenzutreten?

Es ist direkt skandalös, dass trotz unserer unermüdlichen Zahnpflege, trotz den zahlreichen Schulzahnkliniken, trotz den vielen Zahnärzten und trotz der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis auf dem Gebiete der Zahnheilkunde 97 bis 100 Prozent unserer Gebisse kariös, das heisst faul sind! Der von allen Seiten ertönende Ruf nach einer Sanierung der unhaltbar gewordenen Zustände ist deshalb verständlich und mit allen Kräften zu unterstützen. Die Kriegskost hat uns zwar seinerzeit äusserst eindrücklich gezeigt, wie dem erschreckenden Zahnzerfall auf einfachste, sicherste und billigste Art Einhalt geboten werden kann. Aber die Menschheit ist heute viel zu träge und allzusehr lustbetont, als dass sie sich in ihren kulinarischen Genüssen den Zähnen zulieb einschränken würde. Was ist daher willkommener als die verheissungsvollen Fluor-Pillen!

Die Frage der Bedeutung des Fluors für die Zähne ist in den Jahren 1946 bis 1949 in ausserordentlich gründlicher Weise durch Dr. v. Fellenberg, Chefchemiker im Eidgenössischen Gesundheitsamt, und Dr. med. dent. H. Schmid, Präsident der Vereinigung schweizerischer Schulzahnärzte, Zürich, abgeklärt worden. Die Ergebnisse der 1200 Fluoranalysen extrahierter Zähne, ferner die Analysen von zahlreichen Trinkwasserproben und Lebensmitteln, die in einem Fachblatt publiziert wurden, zeigen, dass 74 Prozent der analysierten Trinkwasserproben fluoarm sind. In Gegenden, wo das Trinkwasser einen genügenden Fluorgehalt aufweist, enthalten die Zähne bis zu 150 Milligramm-Prozent Fluor, wo fluorarmes Wasser getrunken wird, also fast im gesamten Mittelland, aber bloss 3 bis 7 Milligramm-Prozent. Die Fellenbergschen Analysen beweisen auch, dass «Zähne mit hohem Fluorgehalt im allgemeinen weniger von Karies befallen werden, als solche mit niedrigem Fluorgehalt». Die beiden Forscher sind sich aber auch einig, dass die Fluorfrage nur eine Seite eines sehr komplexen Geschehens ist. «Wir dürfen», schreiben sie, «keineswegs erwarten, das Kariesproblem aus dem Wege zu schaffen, wenn wir unserem Volke optimale Fluormengen bieten, denn es sind noch weitere Ursachen der Karies vorhanden, die sehr ernstlich in Betracht fallen», wobei sie auf die Ernährung hinweisen. Bei einer einigermassen vernünftigen Ernährung würden wir nämlich genügend Fluor zu uns nehmen. Dabei ist zu beachten, dass die Milch (nebst Meerfischen) eines der fluorreichsten Lebensmittel ist, dass die Kartoffelhaut 0,64, die geschälte Kartoffel aber bloss 0,007 mg%, das Vollkornbrot 0,07, das Weissbrot aber bloss 0,027 mg% Fluor enthält. Es wird somit auch hier wieder bestätigt, dass eine einfache, unraffinierte Kost, mit möglichst wenig Teigwaren, aber mit dunklem Brot und mit viel Früchten und Gemüsen der sicherste Garant für gesunde Zähne ist.

Ganz besonders wichtig ist auch, dass die Vorbeugung, sei es mit der Ernährung oder mit Fluor, nicht erst im Kindergarten- oder Primarschulalter, sondern bei der werdenden Mutter, mindestens aber vor dem dritten Lebensjahr des Kindes einsetzt. Im späteren Alter nützt die Fluoraufnahme erfahrungsgemäss nicht mehr viel.

Fraglich ist nun, in welcher Form die Fluoraufnahme am zweckmässigsten erfolgt, nämlich ob durch Kochsalz, Wasser, Milch oder Tabletten. Letztere fallen für das Volksganze ausser Betracht, da nur ganz vereinzelte Personen konsequent Tag für Tag von Lebensbeginn an eine Fluortablette schlucken würden. Zur Frage der Milchfluorierung wird darauf hingewiesen, dass die künstliche Anreicherung von Lebensmitteln und ganz besonders von Milch mit chemischen Stoffen in medizinischen Kreisen umstritten ist. Das Kochsalz sodann dürfte einmal deshalb ausser Betracht fallen, weil gerade werdende Mütter und Kleinkinder möglichst kochsalzarm leben sollen! Es bleibt also noch das Trinkwasser als Träger des Fluorzusatzes. Seine Verwendung wird von der Schweizerischen Zahnärzte-Gesellschaft warm empfohlen und hätte den Vorteil, dass das Fluor gleichmässig verteilt würde. Die Kosten belaufen sich, nach Berechnungen des Wasserwerkes Bern, auf etwa 45 Rappen pro Kopf und Jahr.

Nochmals sei aber mit allem Nachdruck gesagt, dass das Fluor die Zähne nur zu retten vermag, wenn gleichzeitig eine einfache und vollwertige Nahrung auf den Tisch gelangt.

S. H., Gesundheits-Inspektor

Mitteilungen

Wie wir erfahren, hat die Generalversammlung des Staatsbürgerlichen Verbandes Katholischer Schweizerinnen die Vorbereitungen zur Durchführung eines wirksamen Zivilschutzes begrüsst, doch bittet sie die verantwortlichen Behörden, von einem verfassungsmässigen und gesetzlich verankerten Obligatorium für die Frauen abzusehen, solange die Schweizer Frauen nicht die Möglichkeit haben, selbst über diese öffentlich-rechtliche Verpflichtung mitzubestimmen.

Ehrung Elisabeth Rottens

In Berlin-Tempelhof wurde laut einer Mitteilung in der «Tat» unter dem Namen «Elisabeth-Rotten-Schule» in Anwesenheit der Trägerin des Namens und unter Teilnahme des Senats sowie bedeutender Persönlichkeiten aus dem pädagogischen Leben Deutschlands feierlich eingeweiht. Dass eine Institution nach einer lebenden Persönlichkeit benannt wird, trifft nur in seltenen Fällen zu, und es spricht dies für die ausserordentlichen Verdienste von Frau Dr. Elisabeth Rotten auf dem Gebiete der Pädagogik.

Man setze sich seinen edlen nationalen Gefühlen nicht zur Wehr und koche besser heute schon mit dem herrlichen PIC-FEIN-Speisefett.

Höflichen Dank!

Heinrich Rusterholz AG., Speisefettwerk, Wädenswil

Das trustfreie Schweizer Unternehmen!

Aus dem Füllhorn der Pro Juventute

Alois Carigiet, dessen Kinderbuch «Der grosse Schnee» soeben vom Internationalen Kuratorium für das gute Jugendbuch ausgezeichnet wurde, hat für Pro Juventute eine Serie entzückender Farbblätter mit Kindersujets gemalt. Sie haben auf einer Serie der diesjährigen Glückwunschkärtchen eine ausgezeichnete Wiedergabe gefunden und werden zweifellos überall einer begeisterten Aufnahme begegnen. Aber auch für die Blumenfreunde ist gesorgt. Sonja Schwirzer hat sehr geschmackvolle, farbig und zeichnerisch sorgfältig gestaltete Sujets entworfen, die sich sowohl für die Uebermittlung von Fest-

tagswünschen, wie auch während den übrigen Jahreszeiten verwenden lassen. Die Künstlerkarten der Pro Juventute bringen uns gediegene Reproduktionen von Gemälden Frank Buchsers. — Besondere Sorgfalt hat die Postverwaltung wiederum auf die neuen Pro-Juventute-Marken verwendet. Die Fünfermarke schmückt das Porträt des Tessiners Carlo Maderno, der als Architekt mehrerer Päpste in Rom unvergängliche Werke barocker Baukunst schuf. Die 10er-, 20er- und 40er-Marken zeigen uns Bilder heimischer Sommervögel, und auf der gelben 30er spreizt ein blauschwarz schimmernder Laufkäfer seine gstageligen Beine. Meister Niklaus Stöcklin hat für die Insektenmarken eine künstlerisch fein abgestimmte Farbenzusammenstellung entwickelt, so dass sie mit der von Karl Bickel gestochenen Gedenkmarke einen prächtigen Satz ergeben, der nicht nur den Sammlern der kleinen Kunstwerke, sondern allen Jugendfreunden gefallen wird. Man darf daher wohl sagen: «Mit Pro Juventute frankier Post wirkt freundlicher» und dazu der Hoffnung Ausdruck geben: «Im Weihnachtsmonat sollte alle Post mit Pro-Juventute-Marken frankiert sein!» Der bescheidene Zuschlag kommt ja unserer Schweizer Jugend zugute!

Auf diesen Umstand verweist uns auch das von Celestino Piatti entworfene Werbeplakat, dessen kraftvolle Konturen und farbenfreudige Akzente uns freundlich daran erinnern, dass eine frohe und gesunde Jugend die beste Garantie für die Zukunft unseres Volkes bedeutet. Helfen wir darum der Pro Juventute durch den Kauf ihrer Karten und Marken für ein weiteres Jahr jenen Schweizerkindern wirksam beizustehen, die dieser Hilfe bedürfen!

Von der Rohbaumwolle zum Kleid

Die Baumwolle ist aus dem Leben der Frau nicht wegzudenken. Man denke an ihre universelle Rolle als Watte, man verfolge die unendlich vielen Möglichkeiten des täglichen Gebrauchs, die bei der bescheidenen Windel beginnen und beim modisch eleganten Kleid aufhören.

Innerhalb der schweizerischen Textilindustrie, die den oft genannten grossen, schweizerischen Industrien an Wichtigkeit kaum nachsteht, nimmt die Baumwollindustrie den ersten Platz ein. Auf Grund der mancherlei Berührungspunkte haben sich Baumwoll- und Stickereiindustrie auf einem gemeinsamen Nenner zusammengefunden, in der neugeschaffenen Publizitätsstelle der Schweizerischen Baumwoll- und Stickereiindustrie. Sie war es auch, die — im Rahmen der Schweizer Woche — die ostschweizerische Presse zu einer von Paul Rothenhäusler glänzend organisierten Rundreise eingeladen hat, die ins Reich der Baumwolle führte.

Sie begann in Uster, in dem alteingesessenen Spinnerei-Unternehmen Heusser-Staub. Wie alle in der Schweiz verarbeiteten Rohstoffe muss auch die Baumwolle eingeführt werden. Gewaltige Stapel von Baumwollballen türmen sich in riesigen Lagerräumen, um von 30 000 Spindeln zu hochwertigen Garnen versponnen zu werden. Ein kaum übersehbarer Park von Maschinenwundern, die Tausende von Menschenhänden ersetzen, übernimmt die Arbeit des Spinnens. Der letztes Frühjahr erstellte Neubau imponiert nicht nur durch seine Raumgrösse und Zweckmässigkeit, ebensosehr auch durch seine ganze architektonische Gestaltung. Weisse Säulen heben sich vom leuchtend blauen Hintergrund ab. Die 150 m lange Fensterfront gibt dem riesigen Spinnsaal nicht nur Helligkeit, der Ausblick in gepflegte Grünanlagen lenkt wohltuend ab. Erfreulich berührt der in die Tat umgesetzte Wille, die Umgebung und die Arbeitsverhältnisse der hier arbeitenden Männer und Frauen freundlich und angenehm zu gestalten durch technische Neuerungen auf dem Gebiet der Klimaanlage, Luftbefeuchtung, Entstaubung und Heizung, wie auch rationeller Arbeitsmethoden. In seinem neuesten Kleid gilt das Unternehmen der Firma Heusser-Staub als wohl modernster Spinnereibetrieb der Welt.

Vom webfertigen Garn hätte nun der Weg in die Weberei nach Flawil geführt. Aus geographischen Gründen wurde diese Station übersprungen und der Besuch bei der Firma Heberlein in Wattwil vorausgenommen. In diesem ins Riesenhafte ausgedehnten Färberei-, Ausrüstungs- und Veredelungsbetrieb erlangen die noch rohen, unansehnlichen Baumwollgewebe ihr modisches Gesicht. Wie sie zu ihrer erstaunlichen Schönheit kommen, das lehrte ein Rundgang durch die auf verschiedene Gebäude verteilten Fabrikräume, in denen gebleicht, gefärbt, mercerisiert, sanforisiert, nach komplizierten Methoden bedruckt, appretiert und satiniert wird. Die Veredelung der Baumwollgewebe auf chemischen, mechanischem und elektrostatischem Wege hat in den letzten Jahren auf Grund wissenschaftlicher Forschung revolutionäre Ausmasse angenommen und ist für die Textilindustrie von ausserordentlicher Bedeutung. Die im Hochveredlungsverfahren erzielten Erfolge, mit hauchzarten Organdy, zum Teil mit Flockprint, oder mit stickereiähnlichen Effekten, bedeuten noch lange nicht das Ende dieser sensationellen Entwicklung. Die durch die mannigfaltigen Prozesse erzielte Schönheit der Baumwollgewebe zu bewundern, fand sich Gelegenheit im Ausstellungspavillon der Firma Heberlein. Aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen, hat sich die Firma Heberlein im Laufe ihres 120jährigen Bestehens zu einem weltbekannten Grossunternehmen entwickelt, in dem Mensch und Maschine sich verbinden und dirigiert von menschlichem Forschergeist Leistungen erzielen, die im Ausland starke Beachtung gefunden haben.

Die Spinnen und Veredeln verbindende Brücke fanden die Presseleute in Flawil, in der Weberei Habis-Textil A.-G. Auch hier wieder ein Musterbeispiel erfolgreichen Unternehmergeistes. Schritthaltend mit den technischen Neuerungen der Zeit ging die Firma zum vollautomatischen Webereibetrieb über, setzte moderne Jacquardstühle ein und gliederte dem Unternehmen eine Garn- und Stückfärberei sowie eine Ausrüsterei nach modernen Anforderungen an. Heute beschäftigt die Firma 500 Personen. Bei einem Monatsverbrauch von 10 000 kg Garn umfasst die Produktion modische Baumwollstoffe und eine Reihe von Baumwollartikeln, die ihren Absatz hauptsächlich im Inland finden. Als Selbstversorger bezieht das Unternehmen seinen Webebedarf aus eigenen zwei Spinnereien, die ihren Sitz im Thurgau und in Zürich haben.

Während Spinnen, Weben, Veredeln etwas weniger poetisch vor sich geht, begleitet vom Chor der Maschinen, deren ewig rhythmisches Arbeitslied den Raum erfüllt, spielte sich die Modeparade im Saal des Hotel Rössli in Flawil unter lieblicheren Klängen ab. Eine Freude war es, die zauberhaften Endprodukte der während eines Tages geschauten Arbeitsprozesse nun in modischer Verarbeitung durch graziöse Mannequins vorgeführt zu bekommen.

Es sind immer wieder Spitzenleistungen — in der Textilindustrie wie überall — die sich den Absatz im Ausland erobern. Allen Konkurrenzschwierigkeiten zum Trotz, gegen welche die schweizerische Textilindustrie aus bekannten Lohn- und Zollgründen anzukämpfen hat. «Made in Switzerland» ist zum magischen Wort geworden. das Qualität und Exclusivität verheisst.

H. F.-St.

Kosmetik auf neuen Wegen

Der Wunsch schön zu sein und es möglichst lange zu bleiben, ist so alt wie die Menschheit. Zwar ist Schönheit ein recht relativer Begriff, der von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselt. Eines aber ist gewiss, sowohl der Aegypterin wie der Römerin, zu Pharaos, wie zu Neros Zeiten, galt die Schönheit der Haut viel. Mit Eselsmilch, Kräutern und Oelen wurde sie gepflegt. Es gab aber auch Zeiten, da die Hautpflege in Vergessenheit geraten war. Seit Beginn unseres Jahrhunderts hat man sich ihrer wieder erinnert. Die Wissenschaft nahm sich ihrer an, Schönheitsmittel wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Die Einsicht brach sich Bahn, dass gutes Aussehen nicht von Puder und Schminke, sondern von einer gesunden, reinen Haut abhängt. Diese zu pflegen und bis ins Alter zu erhalten, ist die Quintessenz jeder richtigen Gesichts- und Hautpflege. Unter den vielen Mitteln zu wählen ist nicht leicht; denn jede Haut reagiert individuell.

Die Gesichtspflege beginnt mit der gründlichen Reinigung der Haut. Auf diesem Grundprinzip beruht die Wirkung des Skin-Up, dem von einer Wiener Kosmetikerin, Frau Friedel Schreyer, erfundenen neuen Kosmitikum. Skin-Up ist keine neue Créme, kein neues Hormon- oder Vitamin-Präparat, keine Placenta, kein Cellogen und auch nicht das, was unter einer Maske zu verstehen ist. Also kein Produkt, das bestehende Kosmetikprodukte konkurrenziert. Im Gegenteil, Skin-Up schliesst die Anwendung einer guten Gesichtscréme nicht aus, sondern bereitet ihr — im wahrsten Sinne des Wortes — den Boden zu voller Wirksamkeit.

Die Anwendung von Skin-Up in der Art einer 5-Minutenmaske, bewirkt eine Loslösung abgestorbener Hautzellen sowie von Talg, Fett- und Staubpartikeln, die die Hautporen verstopfen und das Eindringen auch der besten Nährcrème verhindern, deren Gebrauch infolgedessen weitgehend nutzlos wird. Im Gegensatz zu den verschiedensten, nicht immer ungefährlichen Hauterneuerungsmethoden auf chemischer oder mechanischer Basis, ist das «Peeling» («Schälen») mit Skin-Up absolut ungefährlich. Es vollbringt eine Tiefenreinigung und zugleich eine Straffung und Regeneration der Haut, dank wertvoller Aufbaustoffe, die in ihm enthalten sind. Wird die leicht aufgetragene Crème, die nach wenigen Minuten trocknet, mit kreisenden Massagebewegungen weggerieben, so werden damit gleichzeitig die abgestorbenen Hautzellen und Hautunreinigkeiten wegradiert. Die so gründlich gereinigte Haut erscheint rein und frisch, gut durchblutet und gestrafft. Es sind dies die Eigenschaften, die das Ziel jeder kosmetischen Behandlung bilden; denn nur sie können einem Antlitz jugendliche Frische verleihen. Wenn sich Skin-Up auch in der Bekämpfung von Akné, allergischen Entzündungen und vielen andern unliebsamen Hautfehlern siegreich zeigt, dann haben wir in ihm einen wertvollen Helfer gefunden, der uns mancher Sorge enthebt. Eine gesunde Haut ist die Grundbedingung von Gepflegtheit. Wer sie besitzt — und wer möchte es nicht — gewinnt an guter Laune und wohl auch an Selbstsicherheit, die man immer und überall, im Beruf, in der Familie und in Gesellschaft, sehr wohl brauchen kann.

H. Forrer-Stapfer

Radiosendungen

vom 25. November bis 1. Dezember 1956

sr. Montag, 26. November, 14 Uhr: Notier's und probier's: Ein Metzgermeister gibt Auskunft. — Mittwoch, 14 Uhr: Biblische Frauengestalten. — Freitag, 14 Uhr: Die halbe Stunde der Frau: Gespräch mit einer Kopistin und Malerin.

Kinder- und Jugendsendungen

sr. Montag, 26. November, 10.20 Uhr: Schulfunk: Im Flugzeug zu den Eskimos. Erlebnisse in Grönland. 17.30 Uhr: Der König hinter dem Wandschirm. Hörspiel für Kinder. — Mittwoch, 14.30 Uhr: Schulfunk: «Der Sumpfschneider». Hörfolge über die Korrektion des Seelandes. 16.30 Uhr: Radio Bern bei den Kindern von Schüpfheim. — Donnerstag, 10.20 Uhr: Schulfunk: «Schiff in Not». Hörspiel über den Rettungsdienst an der Küste. — Freitag, 14.30 Uhr: Schulfunk: Des Kindes Tageslauf. Eine Liederfolge. 17.30 Uhr: Kinderstunde: Es Konzert für eui.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Leute loben Leder Lochers Leder
Leder Locher, beim Fraumünster, Zürich

Geschenke mit bleibendem Wert
Bestecke
Kaffee- und Tee-Services
Back-Apparate
Backformen
Pfannen
In rostfreiem Stahl, Kupfer, Messing Email, Aluminium
finden Sie in vielseitiger Auslese preiswert bei
GROB Haushaltungs-Geschäft Glockeng. 2, Tel. 23 30 06
ZÜRICH 1 (Strehlgasse 21)

Zum guete Zvieri
Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

Tägliche Fragen???
Wie Rasch gut preiswert
Was Tellerservice
Wann 11.00 bis 14.00 täglich
Wo Gipfelstube Marktgasse 18
W. Bertschi Sohn Tel. 24 50 16

Inserieren im Schweizer Frauenblatt bringt Erfolg!

Messing in neuen Formen
Bücherstütze Paar Fr. 15.40
Zeitungshalter Fr. 36.50
SPINDEL
St. Petersr. 11 Zürich 1 Tel. 23 30 89

An der neuzueröffnenden **Mädchenoberschule Basel** ist auf das Frühjahr 1957 die Stelle einer
Hauswirtschaftslehrerin zu besetzen.
Bewerberinnen sollten Freude am Umgang mit Schülerinnen an der Oberstufe und Interesse an der Aufbauarbeit einer neuen Schule besitzen.
Verlangt wird das baslerische oder ein gleichwertiges schweizerisches Hauswirtschaftslehrerinnen-Diplom.
Bewerbungen mit den erforderlichen Ausweisen, einem Lebenslauf und genauen Angaben über die bisherige Lehrtätigkeit sind bis zum 10. Dezember 1956 zu richten an das **Rektorat der Mädchenoberschule, Münsterplatz 18, Basel,** (Telephon 23 81 41). Erziehungsdepartement Basel-Stadt

Capina für Ihr Haar — wunderbar —
HAARPFLEGESALON GODY BREITENMOSER
Zürich 2, beim Bahnhof Enge, General-Wille-Str. 21, Tel. (051) 23 58 77

Feine Delikatessen
Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen
Traiteur Seiler
Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

Wenn Ihr Zahnfleisch blutet ...
dann sollten Sie sofort an Stelle der sonst gewohnten Zahnpasta «Blend-a-med» benützen, das neue medizinische Zahn- und Mundpflegemittel. Sie werden überrascht sein, wie schnell das Zahnfleischbluten und die entzündlichen Prozesse des Zahnfleisches abklingen. Lockeres Zahnfleisch wird wieder straff und fest. «Blend-a-med» schützt Ihre Zähne auch erfolgreich vor der Zahnfäule (Karies), da es in hohem Masse wachstumhemmend auf die säurebildenden Bakterien wirkt, welche die Kalksubstanz des Zahnes auflösen und so den Zahnzerfall einleiten.
Verlangen Sie in Ihrer Apotheke oder Drogerie ausdrücklich «Blend-a-med»: sie hält Ihre Zähne und den Mund gesund.
Blend-a-med

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame.

Fanny Meyer
Zürich 1, Storchengasse 2
Telephon 23 23 49
PULLOVER JACKEN HEMDEN KRAWATTEN HANDSCHUHE STRÜMPFE BLUSEN JUPES HERREN- und DAMEN-WÄSCHE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Verkaufspreis Fr. 129.-
Osswald-Automatic
Eine ganz neuartige, vollautomatische Kaffeefiltermaschine, Schweizer Fabrikat, SEV geprüft.
Schon 25 Sekunden nach Einschalten beginnt das Filtern des Kaffees. In wenigen Minuten ist bis zu 1 Liter aromatischer Kaffee fertig zubereitet.
Auf der eingebauten Wärmeplatte kann er stundenlang warmgehalten werden. Die Abschaltung des Wassererhitzers erfolgt automatisch.
Einfachste Reinigung: Nur Krug und Filter aus Jenaer-Glas müssen ausgespült werden.
Ebenso schnell können Tee, Punsch und Grog zubereitet werden.
Ein Fremdgeschmack entsteht nicht, da Wasserzubereitung und Überbrühung in getrennten Behältern erfolgen.
Vorführung bei:
Baumann, Koelliker
AG FÜR ELEKTROTECHN. INDUSTRIE SIHLSTR. 37 ZÜRICH